

Der Alltag von Mehrkinderfamilien – Ressourcen und Bedarfe

Forschungsbericht

Barbara Keddi, Claudia Zerle, Andreas Lange,
Waltraud Cornelißen

Wissenschaftliche Texte

Wissenschaftliche
Texte

Barbara Keddi, Claudia Zerle, Andreas Lange,
Waltraud Cornelißen

**Der Alltag von Mehrkinderfamilien –
Ressourcen und Bedarfe.**

Forschungsbericht DJI

21.01.2010

Laufzeit 5-12/2009

Die Erstellung des Forschungsberichts wurde durch institutionelle Förderung des BMFSFJ ermöglicht.

Der Alltag von Mehrkinderfamilien – Ressourcen und Bedarfe. Ein Forschungsbericht

0	Einleitung	7
1	Mehrkinderfamilien – Begriff, Verbreitung, historische Entwicklung	11
1.1	Definitionen: Größe und Zusammensetzung von Mehrkinderfamilien	11
1.2	Verbreitung von Mehrkinderfamilien	12
1.3	Historisches Schlaglicht zum Mythos der kinderreichen Familie: „Einst reich an Kindern, heute arm an Kindern?“	17
1.4	Auf einen Blick	17
2	Soziostrukturelle und wirtschaftliche Situation von Mehrkinderfamilien	19
2.1	Wie Mehrkinderfamilien leben – Lebensform und Familienstand	19
2.2	Bildungs- und Ausbildungsstatus der Eltern	20
2.3	Erwerbskonstellationen in Mehrkinderfamilien	22
2.4	Erwerbstätigkeit von Müttern und Bildungsstand	25
2.5	Entwicklung kognitiver Fähigkeiten, Bildungserfolg und Familiengröße	28
2.6	Wirtschaftliche Situation	31
2.6.1	Wovon Mehrkinderfamilien leben	31
2.6.2	Wie Mehrkinderfamilien wohnen	37
2.6.3	Wie die Haushaltsausstattung ist	37
2.7	Wo Mehrkinderfamilien leben – Region und Umfeld	39
2.8	Auf einen Blick	40
3	Familienleben: Wie Kinder, Mütter und Väter in Mehrkinderfamilien den Alltag leben und erleben	43
3.1	Familiale Aktivitäten und Routinen	44
3.1.1	Mahlzeiten	44
3.1.2	Familientreffen	45
3.1.3	Freizeitaktivitäten	46
3.1.4	Fernsehen als familiäre Aktivität	47
3.1.5	Familiale Aktivitäten von Jugendlichen	49
3.1.6	Was Eltern mit den Kindern gemeinsam unternehmen	50
3.1.7	Außerfamiliale Aktivitäten von Kindern – Indikator für Selbstständigkeit	52
3.1.8	Mitbestimmung in der Familie	53
3.2	Arbeitsteilungsarrangements	53
3.2.1	Arbeitsteilung der Eltern nach Kinderzahl	53
3.2.2	Kinder in Mehrkinderfamilien helfen „daheim“	54

3.3	Wer betreut Kinder aus Mehrkinderfamilien?	57
3.4	Welche schulischen und außerschulischen Bildungsangebote nutzen Mehrkinderfamilien?	58
3.5	Belastungen durch Zeit- und Vereinbarkeitsmanagement	59
3.6	Innerfamiliäre Beziehungen und Dynamiken	65
3.6.1	Beziehungs- und Partnerschaftsqualität	66
3.6.2	Familienklima und Wohlbefinden	66
3.6.3	Geschwisterbeziehungen und Geschwisterfolge: Qualität ist wichtiger als formale und strukturelle Aspekte	68
3.7	Auf einen Blick	69
4	Familiengründung und -erweiterung in Mehrkinderfamilien: Objektive und subjektive Komponenten	71
4.1	Muster der Familiengründung und -erweiterung bei Mehrkinderfamilien	71
4.2	Gewünschte Kinderzahl und deren Realisierung	73
4.3	Stabilität, Veränderlichkeit und Prognosekraft des Kinderwunsches für die realisierte Kinderzahl im Lebenslauf	75
4.4	Der Wert von Kindern (value of children)	78
4.5	Günstige Bedingungen für die Gründung von Mehrkinderfamilien	81
4.5.1	Die Bedeutung einer stabilen Partnerschaft	81
4.5.2	Die Bedeutung von Religiosität	82
4.5.3	Die Bedeutung von Erfahrungen mit Kindern in der Herkunftsfamilie und im Alltag	83
4.6	Gründe, die aus Sicht von Eltern gegen eine Familienerweiterung sprechen	84
4.7	„Geplante“ und „ungeplante“ Mehrkinderfamilien	85
4.8	Auf einen Blick	87
5	Resümee	91
5.1	Typen von Mehrkinderfamilien	91
5.2	Mehrkinderfamilien – eine spezielle soziale Ökologie des Aufwachsens und Familienlebens?	93
5.3	Ressourcen und Bedarfe von Mehrkinderfamilien – Handlungsempfehlungen	94
5.4	Forschungsbedarf und weiterführende Perspektiven zum Thema Mehrkinderfamilien	95
6	Anhang	99
6.1	Methodische Anlage DJI-Studien	99
6.1.1	Kurzinfo: DJI-Kinderpanel	99
6.1.2	Kurzinfo: DJI-Methodenstudie	100
6.1.3	Kurzinfo: DJI-Kinderbetreuungsstudie	101
6.1.4	Kurzinfo: DJI-Familiensurvey	102
6.1.5	Kurzinfo: DJI-Jugendsurvey	102

6.2	Tabellarischer Überblick: Studien und Analysen zu Mehrkinderfamilien	103
6.3	Verzeichnis der Abbildungen	108
6.4	Verzeichnis der Tabellen	109
6.5	Literatur	110

0 Einleitung

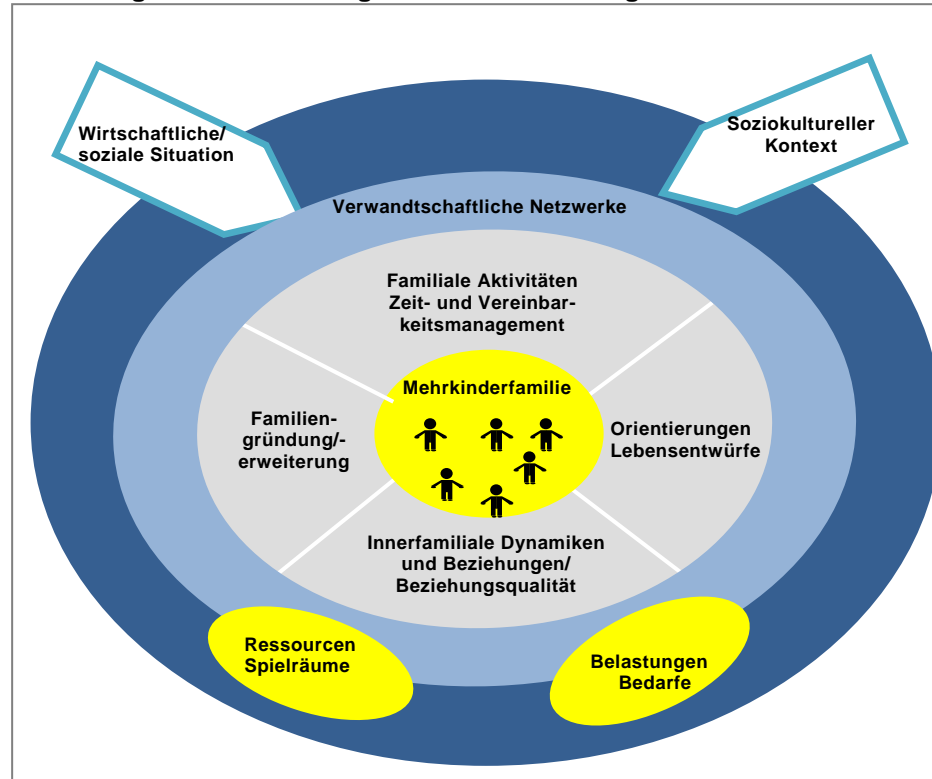
Seit einigen Jahrzehnten nimmt in Deutschland und in einer Vielzahl europäischer Länder nicht nur die Kinderlosigkeit zu, sondern es sinken auch die Kinderzahlen pro Familie (vgl. Rost 2009). In Westdeutschland erfolgt die Familiengründung seit Jahrzehnten zunehmend später. Der Rückgang der Geburten in Deutschland ist eine Folge von drei Prozessen: Die Gruppe der potentiellen Mütter und Väter wird zunehmend kleiner, der Anteil zeitlebens kinderloser Frauen und Männer steigt an, und junge Menschen bekommen heute seltener mehr als zwei Kinder. Der Rückgang von Mehrkinderfamilien ist dabei eine wichtige Ursache für den Rückgang der durchschnittlichen Kinderzahlen (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2008). In diesem Zusammenhang ist es verwunderlich, dass Mehrkinderfamilien erst in den letzten Jahren in den Blickpunkt von Forschung und Politik gerückt sind.

Die demografische und soziologische Forschung bezieht sich bisher vor allem auf die Ursachen, die dazu führen, dass immer weniger große Familien gegründet werden, auf die demografische Bedeutung von Mehrkinderfamilien sowie auf die wirtschaftlichen und sozioökonomischen Lebensbedingungen von Mehrkinderfamilien und damit zusammenhängenden Belastungen (vgl. Bertram 2008; BMFSFJ Monitor Familienforschung 2007; Eggen/Rupp 2006). Einen weiteren Schwerpunkt bilden Studien zur Bedeutung von Familiengröße und Geschwisterkonstellationen für Bildungs- und Entwicklungschancen von Kindern (vgl. Pinquart/Silbereisen 2009). Zur Lebenssituation von Mehrkinderfamilien liegt dagegen nur bruchstückhaftes Wissen vor. Insbesondere der Alltag und die Gestaltung des Familienlebens mit drei und mehr Kindern, Unterschiede in den Lebenssituationen und Entwicklungsmöglichkeiten der Kinder und Eltern sowie die Gründungsprozesse von Mehrkinderfamilien sind empirisch kaum untersucht. Auch die Perspektiven der einzelnen Familienmitglieder, vor allem diejenigen der Kinder, werden selten berücksichtigt. Dabei zeigen Ergebnisse aus der Kindheitsforschung, dass Kinder durchaus einen eigenen Blick auf die Familie haben, in der sie aufwachsen, und eigene Interessen einbringen (vgl. Alt/Lange 2004; Brake 2005). Des Weiteren sind Väter unterbelichtet. Die Familienphasen von Mehrkinderfamilien, vor allem diejenigen mit adoleszenten Kindern sind bisher ebenfalls kein Gegenstand der Forschung.

Als Ergänzung zu den vorliegenden Studien zu Mehrkinderfamilien nehmen wir in diesem Bericht *Alltag und Lebensführung, Beziehungsqualität sowie Familiengründung und -erweiterung von Mehrkinderfamilien* in den Blick. Mit ausgewählten vertiefenden Blitzlichtern versuchen wir eine Annäherung an die Erfahrungen von Mehrkinderfamilien, ihre alltägliche Lebensführung und ihre Selbstwahrnehmung: Wie wird Familie von den einzelnen Familienmitgliedern gelebt und erlebt? Was unternehmen die Familienmitglieder gemeinsam, was unternehmen Kinder allein? Welche Angebote nutzen die Familien? Wie sind die Aufgaben verteilt? Wie wohl fühlen sich große Familien, was empfinden sie als Belastungen? Diese Fragen werden mit dem Ziel eines multiperspektivischen Blickes auf familiäre Lebensführung aus

der Sicht der Familien beantwortet, wo möglich differenziert nach einzelnen Familienmitgliedern, Müttern, Vätern und Kindern.

Abbildung 1: Familienalltag und Lebensführung von Mehrkinderfamilien



Keddi 2009

Mit diesem alltagsorientierten Zugang (vgl. Abb. 1) wird berücksichtigt, dass Familie in ständiger Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von ihren Mitgliedern gestaltet und hergestellt wird: über Alltagsstrukturen, -routinen und -rituale. In diesem Zusammenhang sind nicht nur die Praktiken der Familienakteure, sondern ihre Beziehungen zueinander, die Qualität der Beziehungen, das Familienklima und die Geschwisterbeziehungen von Bedeutung. Aber auch der Prozess der Familiengründung und Familienerweiterung ist bedeutsam: das Entstehen des Wunsches nach einer Mehrkinderfamilie und dessen Realisierung sowie Selbstbild und Fremdbild von Mehrkinderfamilien. Vervollständigt wird der Bericht durch Befunde zur soziostrukturellen und wirtschaftlichen Situation, die den Rahmen für die Gestaltung(smöglichkeiten) von Mehrkinderfamilien bildet.

Als orientierende Idee fragen wir danach, ob es in gegenwärtigen westlichen Gesellschaften, insbesondere in Deutschland, ein Passungsverhältnis von Familienstruktur und -größe und ihrer sozialen Umwelt gibt, welches ein mehr oder weniger gelingendes Familienleben auf der Ebene der Handlungen und der Orientierungen ermöglicht – und wie sich die Mehrkinderfamilie innerhalb eines solchen Denkrahmens platziert. Dabei schält sich über den unmittelbaren Erkenntnisgewinn zum Thema Mehrkinderfamilien heraus, dass erst die kombinierte Betrachtung von Aspekten der Familienmorphologie, also ihrer Größe und Zusammensetzung, der familialen Le-

bensführung und den Qualitäten der Familienbeziehungen, Orientierungen und Familiengründung sowie der sozial-ökologischen Einbettung ein vollständiges Bild ihrer Lebensbedingungen schafft (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: Familienalltag und familiäre Lebensführung – Dimensionen und Ebenen

Dimensionen Ebenen	Aktivitäten/ Routinen und Rituale	Zeit- und Vereinbarkeits- management	Subjektive Deutungen	Emotionen
Familienmitglied	<ul style="list-style-type: none"> • individuelle Aktivitäten 	<ul style="list-style-type: none"> • Individuelle Zeit und Zeitverwendung 	<ul style="list-style-type: none"> • Werte • Lebensentwürfe 	<ul style="list-style-type: none"> • Wohlbefinden • Lebensgefühl • Belastungen
Dyade <ul style="list-style-type: none"> • Partner • Eltern-Kind • Geschwister • Geschwisterfolge 	<ul style="list-style-type: none"> • gemeinsame Aktivitäten • Routinen • Rituale 	<ul style="list-style-type: none"> • Zeit zu zweit 	Bedeutung <ul style="list-style-type: none"> • Partnerschaft • Eltern-Kind-Bezieh. • Geschwister 	<ul style="list-style-type: none"> • Beziehungsqualität • Zufriedenheit • Konflikte
Familie	<ul style="list-style-type: none"> • Familienaktivitäten • gemeinsame Freizeit • Arbeitsteilung 	<ul style="list-style-type: none"> • Familiäre Zeitverwendung • Betreuungs-/Erwerbskonstellationen 	<ul style="list-style-type: none"> • Selbstbild 	<ul style="list-style-type: none"> • Familienklima • Wohlbefinden • Lebensgefühl • Belastungen
Familiengründung und -erweiterung	-	<ul style="list-style-type: none"> • Planungsprozesse 	<ul style="list-style-type: none"> • Kinderwunsch • Gründe für/gegen Kinder 	<ul style="list-style-type: none"> • Emotionale Bedeutung von Familie und Kindern
Familien im gesellschaftlichen Kontext	-	<ul style="list-style-type: none"> • Passung Familie/Schule/Arbeitswelt • Vereinbarkeit 	<ul style="list-style-type: none"> • Fremdbild 	<ul style="list-style-type: none"> • Transmission (Spillover) • Belastungen

Darstellung in Anlehnung an Rönka/Korvela (2009)

Bei der Ergebnisdarstellung werden soweit möglich Ein- und Zweikinderfamilien sowie teils auch Lebensformen ohne Kinder vergleichend einbezogen: Wo unterscheiden sie sich voneinander, wo zeigen sich Gemeinsamkeiten? Ein wichtiges Augenmerk gilt ferner der häufig aus dem Blick geratenden Tatsache, dass es die typische Mehrkinderfamilie nicht gibt. Deshalb werden abschließend unterschiedliche Typen von Mehrkinderfamilien skizziert sowie ihre Spielräume, Ressourcen und Bedarfe im Familienalltag und der Familienbiografie herausgearbeitet. Gleichzeitig wird auf weiterführende Forschungsbedarfe hingewiesen, die sich im Zuge der Recherchen und Analysen ergeben haben.

Die Ergebnisse beruhen auf Befunden aus einschlägigen nationalen und internationalen Studien (vgl. tabellarischer Überblick im Anhang), auf Daten der amtlichen Statistik sowie auf Daten von DJI-Studien, vor allem dem DJI-Kinderpanel 2005, in dem die Perspektiven von Kindern, Müttern und teils auch Vätern auf Familienleben und Familienalltag erhoben wurden, und der DJI-Methodenstudie 2007, der Vorstudie zur integrierten Surveyforschung des DJI (Aufwachsen In Deutschland: Alltagswelten – AIDA).

1 Mehrkinderfamilien – Begriff, Verbreitung, historische Entwicklung

1.1 Definitionen: Größe und Zusammensetzung von Mehrkinderfamilien

Der Begriff Mehrkinderfamilie für große Familien hat sich inzwischen durchgesetzt. Verzichtet wird immer häufiger auf die wertende Bezeichnung „kinderreich“, die hohe Kinderzahlen mit Reichtum verknüpft. Das Attribut „mehr“ im deutschen Begriff Mehrkinderfamilie signalisiert, dass diese familiale Form als vom Durchschnitt abweichend wahrgenommen wird. In anderen westeuropäischen Sprachen werden übrigens nur Bezeichnungen verwendet, die sich auf das Phänomen der großen Familie beziehen und insofern nicht werten: „large families“ im Englischen, „familles nombreuses“ im Französischen und „grote gezinnen“ im Niederländischen (vgl. Bierschock 2007).

Die Definition von kinderreichen Familien bzw. Mehrkinderfamilien variiert mit der jeweiligen durchschnittlichen Familiengröße in einer konkreten Gesellschaft und ihrer kulturellen Bewertung. Um 1900 galt beispielsweise eine Familie mit drei bis fünf Kindern noch als „normal“ und nicht vom Durchschnitt abweichend (Eggen/Leschhorn 2004, S. 18). Die Idealgröße einer Familie lag allerdings bereits im Lauf des frühen 20. Jahrhunderts und quer durch alle Schichten bereits bei zwei Kindern (vgl. Kapitel 5; Knijn/Ostner/Schmitt 2007). Heute verstehen wir – entsprechend der derzeit wissenschaftlichen, politischen und im Alltag gängigen Definition – unter Mehrkinderfamilien *Familien mit drei und mehr Kindern*.

Wir beziehen uns im Folgenden ebenfalls auf diese Definition. Zu beachten ist, dass Mehrkinderfamilien in der amtlichen Statistik in der Regel als Haushalte von erwachsenen Personen mit mindestens drei Kindern unter 18 Jahren erfasst werden bzw. mit mindestens drei ledigen Kinder, die zum Zeitpunkt der Erhebung im Haushalt leben. In jedem Fall zählen nur die Kinder *im Haushalt*. Auf die erste Definition beziehen sich viele Studien (vgl. etwa Eggen/Rupp 2006). Aufgrund der unterschiedlichen Definitionen kommen unterschiedliche Angaben über den Anteil von Mehrkinderfamilien zustande.

Für die Auswertungen der DJI-Datensätze wurde zwischen Personen mit a) einem Kind, b) zwei Kindern und c) drei und mehr Kindern unterschieden. Die Auswertungen auf Basis des DJI-Kinderpanels beziehen sich ebenfalls auf Familien mit Kindern unter 18 Jahren im Haushalt. Bei den Befragten der DJI-Methodenstudie 2007 (Infratest-Herbsterhebung) handelt es sich um eine ältere Personengruppe, die zum einen tatsächliche Kinderlose beinhaltet, aber auch Personen, bei denen einige Kinder den Haushalt schon wieder verlassen haben. Aus diesem Grund wurde für die Berechnungen die Gruppe der Personen mit Kindern unter 18 Jahren um solche

Fälle bereinigt, die darüber hinaus noch weitere, außerhalb des Haushalts lebende Kinder haben¹.

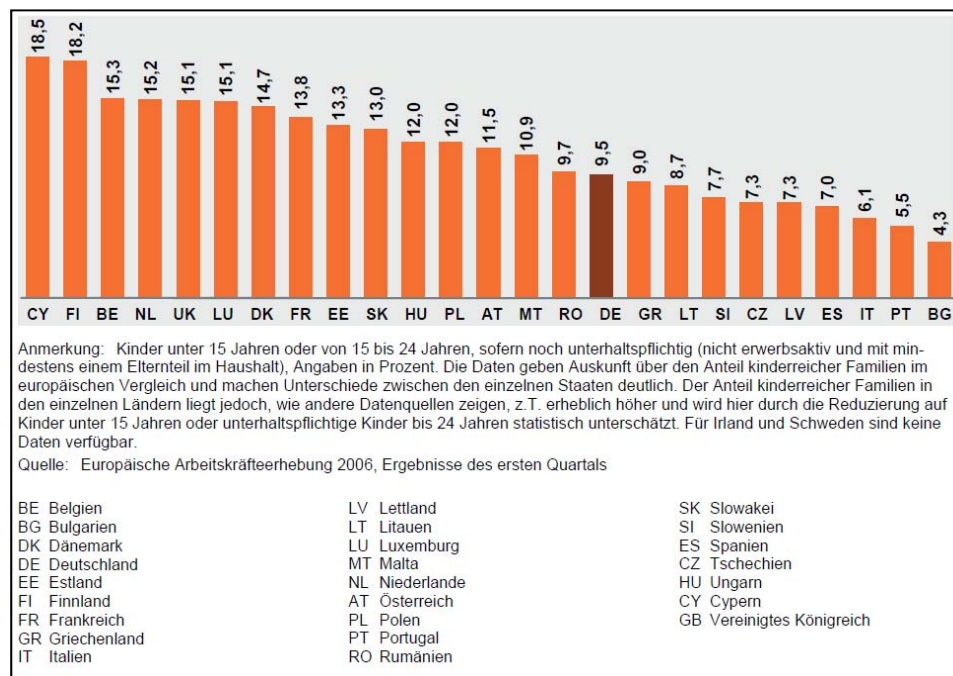
1.2 Verbreitung von Mehrkinderfamilien

Aus allen vorliegenden Befunden lässt sich ein *Trend zur kleineren Familie* ableiten – und zwar nicht nur in Deutschland, sondern in allen europäischen Ländern (vgl. Rost 2009), und sogar in arabischen Ländern wie Marokko und Ägypten (Eggen/Leschhorn 2004, S. 19).

Mehrkinderfamilien im EU-Vergleich

Der Anteil an Familien mit drei und mehr Kindern lag EU-weit im Jahr 2006 bei 12,9% (ifb 2009, S. 11). Verglichen mit anderen europäischen Ländern weist Deutschland gemeinsam mit einigen ost- und südeuropäischen Staaten den geringsten Anteil an Mehrkinderfamilien auf (vgl. Familienmonitor 2008). In Zypern und Finnland ist der Anteil von Familien mit drei oder mehr Kindern am höchsten, aber auch in den anderen skandinavischen Länder sowie Großbritannien und Frankreich. Die folgende Abbildung (vgl. Abb. 2) zeigt die Zahl der Kinder bei Ehepaaren in unterschiedlichen europäischen Staaten, eine Annäherung an die tatsächliche Kinderzahl, denn nichteheliche Lebensformen und Einelternfamilien sind nicht einbezogen.

Abbildung 2: Familien mit drei oder mehr Kindern in der Europäischen Union (2006)



Quelle: Familienmonitor 1/2008, S. 9

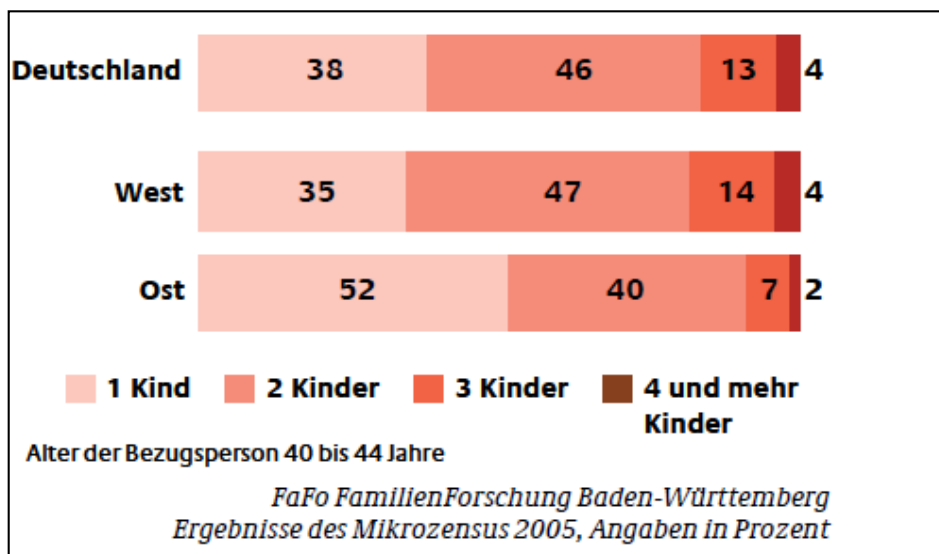
¹ Für weitere Informationen zur Operationalisierung der benutzten Variable vgl. das interne DJI-Papier Marbach, Juli 2008 „Mehrkinderfamilien und Intergenerationen-Beziehungen“, S. 19f.

Anteil Mehrkinderfamilien in Deutschland

Neben einem relativ hohen Anteil an Frauen, die gar keine Kinder bekommen, ist der zurückgegangene Anteil an Mehrkinderfamilien ein wesentlicher Grund für die niedrige Geburtenrate in Deutschland (vgl. ebd.). Dagegen sind die Anteile der Frauen, die zwei Kinder geboren haben, weitgehend unverändert geblieben (Kreyenfeld/Konietzka 2008, S. 130).

Der Anteil von Mehrkinderfamilien wird vor allem am Anteil von Haushalten mit mehr als zwei Kindern festgemacht. Die amtliche Statistik (vgl. Mikrozensus 2007, FaFo Familienforschung Baden-Württemberg 2008) zeigt, dass der Rückgang von Mehrkinderfamilien in Westdeutschland im Wesentlichen in den achtziger Jahren stattfand. 1957 waren noch 20% der westdeutschen Familien Mehrkinderfamilien, 1989 nur noch 14%, 2005 13%. Im Osten gab es in den neunziger Jahren noch maßgebliche Veränderungen. Der Anteil der Familien mit nur einem Kind ist dort stark angestiegen. Im Jahr 2006 lebten über 50% der Familien in den neuen Bundesländern mit nur einem Kind und weniger als 10% mit drei und mehr Kindern in einem Haushalt. Betrachtet man ausschließlich Eltern im Alter zwischen 40 und 44 Jahren – eine Lebensphase, in der die Kinder in der Regel noch nicht den Haushalt verlassen haben, die Familienplanung aber weitgehend abgeschlossen ist – kommt man auf einen etwas höheren Anteil von 17% Mehrkinderfamilien, 18% in Westdeutschland und 9% in Ostdeutschland.

Abbildung 3: Familien nach Anzahl der Kinder in %



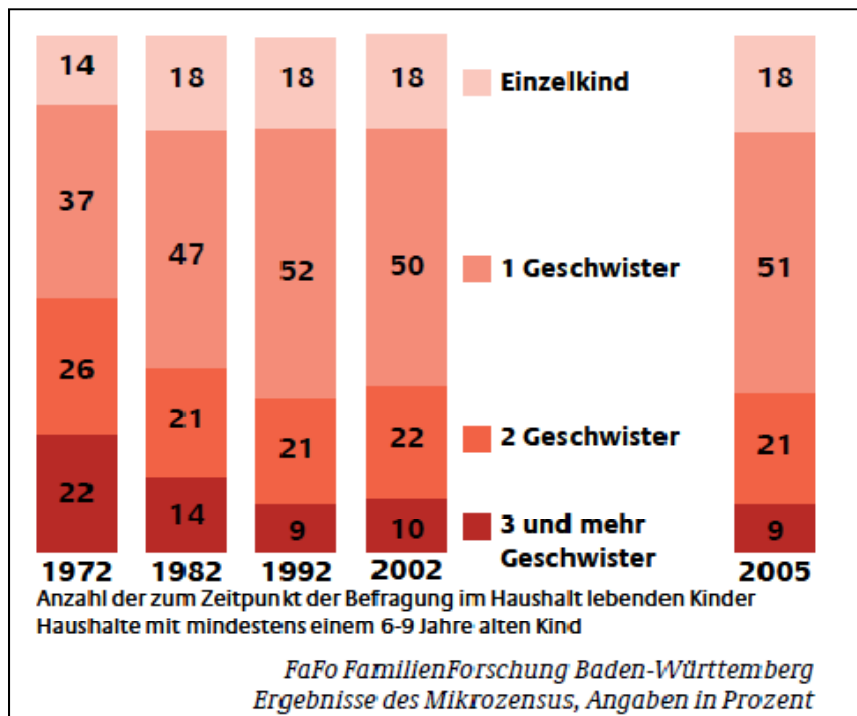
Geschwisterzahlen

Diese Verteilungen, auf die sich die meisten Veröffentlichungen beziehen, sind jedoch nur Näherungswerte. Der Blick auf die durchschnittliche Kinderzahl pro Haushalt verfälscht das tatsächliche Bild und führt zu einer *Unterschätzung der tatsächlichen Kinder- und Geschwisterzahl* (vgl. Alt 2005; Berttram 2008, S. 24; Bien 2007; Nauck 1995). Mehrkinderfamilien sind in Querschnittsanalysen untererfasst, da vor allem die jüngeren Eltern noch weitere Kinder bekommen werden. Desweiteren wird durch die Altersbegrenzung bei der Zählung der Kinder, durch Scheidungen und den teilwei-

sen Auszug älterer Geschwister die tatsächliche Geschwisteranzahl unterschätzt. Zur Ergänzung der Betrachtung aus der Perspektive der Erwachsenen bietet es sich an, die Perspektive von Kindern und ihren Geschwistern einzunehmen. Dabei zeigt sich, dass in der Regel erst mit dem siebten bis achten Lebensjahr eines Kindes im Schnitt die volle Geschwisterzahl einer Familie erreicht wird (vgl. Bertram 2008).

Retrospektive Daten und Längsschnittstudien können zeigen, dass ein gutes Drittel aller Kinder seit 2004 mit zwei und mehr Geschwistern aufwächst. Immerhin 50% aller Kinder sind unterschiedlichen Reanalysen der amtlichen Statistik zufolge mit einem Geschwister aufgewachsen (vgl. Alt 2005; Bertram 2008; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2007; Kinderreichtum in 2007; Kasten 2007; Nauck 1995). Der Anteil der „echten“ Einzelkinder beträgt entsprechend nur 18%, jedes zweite der heute 6- bis 9-jährigen wächst mit einem Geschwister und jedes dritte mit zwei und mehr Geschwistern auf (vgl. Abb. 4).

Abbildung 4: Kinder nach Anzahl der Geschwister im Zeitverlauf in %



Nauck (1995) weist ergänzend auf den starken Abfall der Geschwisterlosigkeit in den ersten Lebensjahren hin: In Westdeutschland wurden in den frühen 1990er Jahren 45% der Kinder als Einzelkinder geboren (Ostdeutschland 51%), doch veränderte sich dies im Verlauf des Vorschulalters für die meisten Kinder, und bei den Kindern im schulpflichtigen Alter hatten weniger als ein Viertel keine leiblichen Geschwister (vgl. ebd.).

Anzahl der Kinder von Müttern

Auch ein Blick auf die *Anzahl der Kinder von Müttern* relativiert die niedrige Zahl von Mehrkinderfamilien, die das Ergebnis der haushaltsbezogenen Betrachtung ist: Die Zweikinder-Familie spielt in Deutschland bei den heu-

te 50- bis 75-jährigen Müttern mit einem Anteil von 45% eine dominierende Rolle. Ein Kind hatten 2005 30% dieser Altersgruppe im Westen und 27% im Osten. Der Anteil der heute 50- bis 75-jährigen Mütter mit drei oder mehr Kindern lag in West und Ost bei jeweils 26% (vgl. Statistisches Bundesamt 2007). In der jüngeren Altersgruppe zeichnen sich Unterschiede in der Kinderzahl zwischen den alten und den neuen Ländern ab sowie ein Rückgang der Kinderzahl. 30% der 35- bis 49-jährigen Mütter hatten in den alten Ländern 2006 ein Kind, 49% zwei Kinder und 21% drei oder mehr Kinder. Verschiebungen sind noch zu erwarten, da die Familiengründungsphase in dieser Altersgruppe noch nicht abgeschlossen ist. Bei den jüngeren Müttern in den neuen Ländern zeigt sich derzeit ein Trend zur Einkind-Familie, der Anteil der Mütter mit drei und mehr Kindern ist rückläufig: 37% der 35- bis 49-jährigen Mütter hatten 2006 ein Kind, 48% hatten zwei und nur 16% drei oder mehr Kinder. Da das Geburtenniveau in diesem Alter in den neuen Ländern bisher relativ niedrig ist, ist hier keine starke Veränderung der Anteile mehr zu erwarten.

Anzahl der Kinder von Männern

Ruckdeschel/Naderi (2009) untersuchen mit Daten des Generations and Gender Survey (GGS) des BiB die *Kinderzahlen von Männern*. Die Daten des GGS haben den großen Vorteil gegenüber der haushaltsbezogenen Zählung der amtlichen Statistik, dass sie auf der Erfragung der Zahl leiblicher Kinder von Frauen und Männern beruhen. Die haushaltsbezogene Zählung von Kindern führt nämlich ganz besonders bei Männern zu einer groben Unterschätzung der Zahl ihrer Kinder, leben doch die meisten Kinder nach Trennung und Scheidung bei ihrer Mutter. Ruckdeschel und Naderi zeigen mit Daten des GGS, dass in der Gruppe der 50- bis 54-jährigen Männer fast 80% Vater von mindestens einem Kind sind, während ein Fünftel kinderlos ist. In dieser Altersgruppe überwiegt der Anteil der Väter mit zwei Kindern, während in der ältesten Kohorte der 70- bis 74-jährigen die Väter mit drei und mehr Kindern den Hauptanteil stellen. In den jüngeren Kohorten scheint sich analog zu den Müttern die Tendenz zur Zwei-Kind-Familie als vorherrschende Familienform durchzusetzen, wobei das Alter, in dem diese Kinderzahl erreicht wird, mit 35 bis 40 Jahren bereits relativ hoch ist. Im Vergleich zu den Daten der Frauen ist insgesamt die Kinderlosigkeit von Männern als relativ hoch zu bewerten. Im Ost-West-Vergleich zeigt sich darüber hinaus, dass der Anteil kinderloser Männer in jeder Altersgruppe in Ostdeutschland niedriger ist, ähnlich wie bei den Frauen. Auch die Zahl der Kinder von ostdeutschen Vätern ist etwas höher. Bei der Betrachtung der Lebensformen von Vätern und kinderlosen Männern wird deutlich, dass Männer seltener kinderlos sind, wenn sie zumindest einmal in ihrem Leben verheiratet waren oder zum Befragungszeitpunkt verheiratet sind. Von den dauerhaft alleinwohnenden Männern sind nur wenige Väter, auch wenn die Anteile mit höherem Alter steigen.

Familiengröße nach Migrationsstatus

Ein weiterer wichtiger Zusammenhang besteht zwischen Familiengröße und Migrationsstatus. Im DJI-Kinderpanel finden sich unter den Familien

mit Migrationshintergrund² mehr Mehrkinderfamilien (34,7%) als bei den Familien ohne Migrationshintergrund (26,5%). Nach den Daten des Mikrozensus 2007 versorgten 16% der Familien mit Migrationshintergrund mindestens drei minderjährige Kinder im Haushalt, aber lediglich 9% der Familien ohne Migrationshintergrund. Mit zunehmender Kinderzahl steigt dieser Anteil auf 17% bei Familien mit drei Kindern, 23% bei Familien mit vier Kindern bis auf 33% bei Familien mit fünf und mehr Kindern (vgl. Familienmonitor 2007/2008).

Mütter, die im Ausland geboren wurden, haben seltener nur ein Kind, aber häufiger drei Kinder und erheblich öfter vier oder mehr Kinder. Bei den Frauen der Jahrgänge 1933 bis 1943 waren die Unterschiede noch nicht so gravierend. In den jüngeren Kohorten nehmen sie zu: Unter den in Deutschland geborenen Müttern der Jahrgänge 1964 bis 1973 haben 34% ein Kind, unter den gleichaltrigen Müttern mit Migrationserfahrung sind es nur 23%. Dagegen hat fast jede fünfte Zuwanderin dieser Jahrgänge drei Kinder (19%) und jede zehnte vier oder mehr Kinder (10%). Von den gleichaltrigen in Deutschland geborenen Frauen haben lediglich 12% drei Kinder und 3% vier oder mehr Kinder. Damit ist der Anteil der Frauen mit Migrationserfahrung an allen Müttern mit vier oder mehr Kindern überdurchschnittlich hoch und hat sich von 14% bei den älteren Frauenkohorten (1933 bis 1943) auf 42% bei den 1964 bis 1973 geborenen Müttern erhöht.

Die in Deutschland lebenden Frauen mit Migrationshintergrund weisen insgesamt allerdings doch eine geringere Geburtenhäufigkeit auf, als es in ihren Ursprungsländern der Fall ist. So passen sich die ausländischen Familien längerfristig „in ihrem generativen Verhalten der deutschen Bevölkerung an“ (vgl. BMFSFJ 2007). Es verändert sich auch die Zusammensetzung der Gruppe „mit Migrationshintergrund“ in Deutschland: Der Anteil der Frauen mit türkischem Hintergrund, die traditionell noch immer mehr Kinder bekommen, reduziert sich zunehmend. Der Anteil an Osteuropäerinnen, bei denen sich zum Teil noch geringere Geburtenhäufigkeiten zeigen als bei deutschen Frauen, wird hingegen größer (Statistisches Bundesamt 2007, S. 21).

Von den 1933 bis 1943 geborenen Müttern mit Migrationserfahrung haben 21% mindestens vier Kinder zur Welt gebracht. Von den zehn Jahre jüngeren (Kohorten 1944 bis 1953) haben 15% mindestens vier Kinder und von den zwischen 1954 und 1963 geborenen Frauen mit Migrationserfahrung, bei denen es aufgrund ihres Alters nicht mehr zu großen Veränderungen der Kinderzahl kommen wird, haben nur noch 11% vier oder mehr Kinder. Zugewanderte Frauen türkischer Herkunft haben häufiger vier oder mehr Kinder als die Frauen mit Migrationserfahrung insgesamt, aber auch unter ihnen sinkt der Anteil der Mütter mit mindestens vier Kindern. Er beträgt bei den 1933 bis 1943 geborenen Zuwanderinnen türkischer Her-

² Mikrozensus 2007: Familien mit Migrationshintergrund sind Eltern-Kind-Gemeinschaften, bei denen mindestens ein Elternteil eine ausländische Staatsangehörigkeit besitzt oder die deutsche Staatsangehörigkeit durch Einbürgerung oder – wie im Fall der Spätaussiedler – durch einbürgerungsgleiche Maßnahmen erhalten hat.

kunft 54%, bei den 1944 bis 1953 Geborenen noch 39% und bei den von 1954 bis 1963 Geborenen (die bei der Erhebung 45 bis 54 Jahre alt waren) nur noch 26%.

1.3 Historisches Schlaglicht zum Mythos der kinderreichen Familie: „Einst reich an Kindern, heute arm an Kindern?“

Der sich hartnäckig haltende „Mythos“ der vorindustriellen, naturwüchsig kinderreichen Familie ist seit gut drei Jahrzehnten von der historischen Familienforschung widerlegt (Rosenbaum/Timm 2008, S. 65; vgl. auch Berttram 2008; Beuys 1980; Mitterauer/Sieder 1977). „Wer jedoch heute über rückläufige Geburtenzahlen und Mangel an Nachwuchs diskutiert, übersieht vielleicht allzu leicht, dass ein höherer Anteil von kinderreichen Familien in der Gesellschaft historisch eine Ausnahme darstellt. Familien, in denen drei oder mehr Kinder gleichzeitig lebten, waren in Deutschland allein in der Zeit zwischen Mitte des 19. Jahrhunderts bis Mitte des 20. Jahrhunderts weit verbreitet. In diesem Sinne ist Kinderreichtum ein soziales Phänomen von gerade 100 Jahren.“ Eggen/Rupp (2007, S. 6). Von „Kinderreichtum“ bzw. großen Familien kann im Durchschnitt bis Mitte des 19. Jahrhunderts also trotz immer noch gegenteiliger Annahmen nicht die Rede sein. Aufgrund hoher Säuglings- und Kindersterblichkeit führten die häufigen Schwangerschaften und Geburten selten zu mehr als drei bis vier Kindern in den Familien. Die Haushaltsgröße in West- und Mitteleuropa lag im 16./17. und 18. Jahrhundert im Durchschnitt bei 4,75 Personen mit großen Schwankungen zwischen Stadt und Land (Mitterauer/Sieder 1977, S. 42) sowie Konfessionen und Schichten (vgl. Eggen/Rupp 2007). Auch im Mittelalter waren Familien kleiner als vielfach vermutet (vgl. Beuys 1980): Im städtischen Haushalt in Nürnberg waren es Ende des 15. Jahrhunderts beispielsweise im Durchschnitt 1,64 Kinder, in Frankfurt 1,81. Hinzu kam ein vergleichsweise hohes Erstheiratsalter von 25 bis 30 Jahren. Historische Analysen zeigen ferner, dass sich Eltern auch schon in früheren Jahrhunderten erfolgreich bemühten, die Zahl ihrer Kinder zu beschränken (vgl. Beuys 1980; Eggen/Rupp 2007). In Westeuropa waren dies im 17. und 18. Jahrhundert vor allem das wohlhabende Bürgertum und der englische und französische Hochadel; aber auch für andere soziale Gruppen, im katholischen Bayern ebenso wie in ländlichen Regionen mit protestantischer Bevölkerung, lässt sich Familienplanung nachweisen (Eggen/Rupp 2007, S. 8). Die Blütezeit der Mehrkinderfamilie liegt noch nicht lange zurück. Sie umfasst die Zeit von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts.

1.4 Auf einen Blick

- In allen europäischen Ländern besteht ein Trend zur kleineren Familie. Deutschland hat gemeinsam mit einigen ost- und südeuropäischen Staaten den geringsten Anteil an Mehrkinderfamilien in Europa.

- 2005 lebten in 13% der westdeutschen und 6% der ostdeutschen Familien drei und mehr Kinder im Haushalt. Betrachtet man ausschließlich Eltern im Alter zwischen 40 und 44 Jahren – eine Lebensphase, in der die Kinder in der Regel noch nicht den Haushalt verlassen haben, die Familienplanung aber weitgehend abgeschlossen ist – kommt man auf einen etwas höheren Anteil von 17% Mehrkinderfamilien, 18% in Westdeutschland und 9% in Ostdeutschland.
- Der Anteil von Mehrkinderfamilien wird tendenziell unterschätzt. Ein Drittel aller Kinder wächst mit zwei und mehr Geschwistern auf.
- Der Anteil der heute 50- bis 75-jährigen Mütter mit drei oder mehr Kindern lag in West und Ost bei jeweils 26%. Die Zweikinderfamilie spielt heute die wichtigste Rolle.
- Frauen ohne deutsche Staatsangehörigkeit sind seltener kinderlos und haben häufiger viele Kinder als Frauen mit deutscher Staatsangehörigkeit. Gleichzeitig passen sie sich in ihrem generativen Verhalten der deutschen Bevölkerung an, d.h. ihre Geburtenrate ist nicht so hoch wie in den Herkunftsländern.
- Der Anteil von Mehrkinderfamilien sinkt auch bei Familien mit Migrationshintergrund.
- Mehrkinderfamilien als dominante Lebensform in westeuropäischen Gesellschaften sind eine historische Besonderheit im Zeitraum zwischen der Mitte des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts.

2 Soziostrukturelle und wirtschaftliche Situation von Mehrkinderfamilien

Die Befunde aus Mikrozensus und quantitativen Studien, ergänzt um Ergebnisse aus den DJI-Studien, zeichnen inzwischen ein klares Bild der soziostrukturellen und wirtschaftlichen Situation von Mehrkinderfamilien. Besonders interessiert die Frage, ob es typische Merkmale gibt, die sie von Familien mit ein oder zwei Kindern unterscheiden. Eingegangen wird auf den Zusammenhang von Familiengröße und Lebensform, Bildungs- und Ausbildungsstand, Erwerbskonstellation der Eltern, Bildungserfolge der Kinder, materielle und Wohnsituation sowie regionale Verankerung.

2.1 Wie Mehrkinderfamilien leben – Lebensform und Familienstand

In Deutschland sind 2006, anders als in anderen europäischen Staaten, die Eltern in Familien mit drei und mehr Kindern überwiegend (ca. 84%) verheiratet (vgl. Mikrozensus 2006; Bertram 2008; Bien 2007). Dies gilt insbesondere für Westdeutschland. Nur 4% der Paare mit drei und mehr Kindern in Westdeutschland sind nicht verheiratet, in Ostdeutschland liegt der Anteil mit 14% deutlich höher. 12% der Mehrkinderfamilien sind Einelternfamilien, meistens sind es alleinerziehende Mütter. Der Anteil der Alleinerziehenden mit mehr als zwei Kindern an den Alleinerziehenden insgesamt liegt seit den neunziger Jahren weitgehend konstant bei rund 6% und hat gegenüber früheren Jahren deutlich abgenommen (Westdeutschland 1957: 13%, 1970: 11%, 1980: 11%). Stiefkindschaften gehen dagegen in der Regel mit höheren Kinderzahlen einher (Teubner 2002, S. 86). In Familienhaushalten in Deutschland leben meist zwei Generationen, also Eltern und ihre Kinder, zusammen. Dies gilt ebenso für Mehrkinderfamilien: Lediglich 3% der Familien mit drei oder mehr Kindern wohnen mit verwandten oder familienfremden Personen zusammen (vgl. Eggen/Rupp 2006). Auch Auswertungen des DJI-Kinderpanels zeigen: Kinder mit mehreren Geschwistern wachsen zu etwa 85% bei verheirateten Eltern auf.

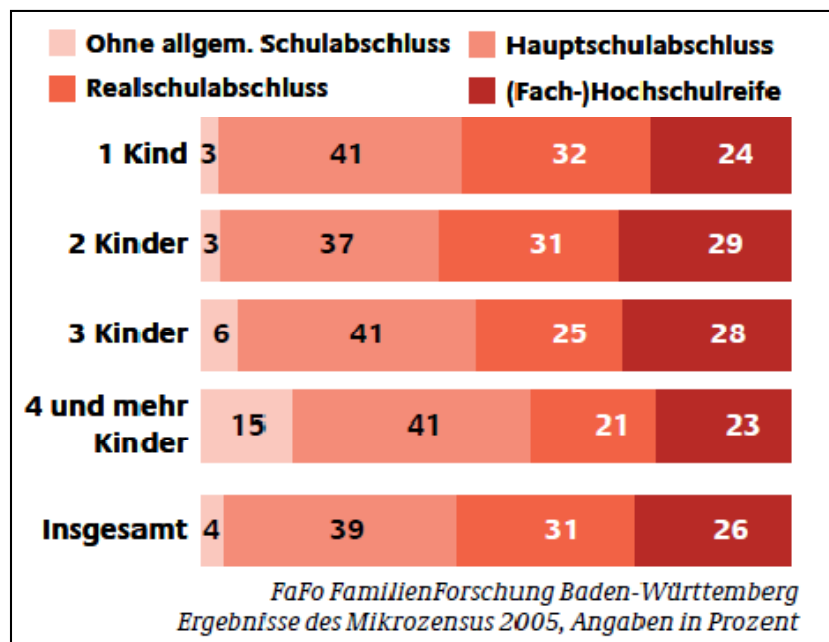
Die hohe Verheiratetenquote der Eltern von mehr als zwei Kindern korrespondiert den Einstellungen zu Ehe und Familiengründung, die im DJI-Familiensurvey 2000 abgefragt wurden (vgl. Bien 2007): Die Zahl der Befragten, die voll und ganz dem Satz zustimmen „Wer Kinder haben will, soll auch heiraten“, wächst stetig mit der Kinderzahl (von 22% „keine Kinder“ bis 44% „fünf und mehr“ Kinder). Noch deutlicher steigt mit zunehmender Kinderzahl die Zustimmung zur Aussage „Nur wenn die Eltern verheiratet sind, haben die Kinder wirklich ein Zuhause“: Von den kinderlosen Befragten stimmen 19% dieser Aussage „voll und ganz“ zu. Dagegen teilt fast die Hälfte der Eltern mit fünf und mehr Kindern „voll und ganz“ die Überzeugung, dass ein gutes „Zuhause“ für Kinder verheiratete Eltern voraussetzt.

2.2 Bildungs- und Ausbildungsstatus der Eltern

Nationale wie internationale Studien zeigen übereinstimmend einen Zusammenhang zwischen Familiengröße und dem Bildungs- bzw. Ausbildungsstand der Eltern (vgl. Eggen/Rupp 2004; Familienmonitor 2007; Institute for Social and Economic Research – ISER 2006; Methodenstudie des DJI August 2008; Mikrozensus 2005). Bertram (2008) verweist in seiner Synthese des Forschungsstands auf den hohen Zusammenhang zwischen niedrigem Bildungsstand beider Eltern, niedrigem Erstgeburtsalter und Mehrkinderfamilie.

Der Anteil der Eltern ohne Schulabschluss ist bei Familien mit drei und mehr Kindern deutlich höher als bei Ein- und Zweikinderfamilien. Eltern ohne Schulabschluss sind durchschnittlich in 4% aller Familien vertreten. Ihr Anteil bei den Familien mit vier und mehr Kindern liegt mit 15% dagegen fast viermal so hoch. Hinzu kommt, dass oft beide Elternteile keinen oder nur einen Hauptschulabschluss haben. Die Schulbildung der Frauen mit mehr als zwei Kindern ist dabei oft schlechter als die der Männer. Eine abgeschlossene Schulausbildung fehlt bei 3% der Frauen mit zwei Kindern, 6% der Frauen mit drei Kindern und bei 15% der Frauen mit vier oder mehr Kindern, während 2% der Väter von zwei Kindern, 5% der Väter von drei Kindern und 11% der Väter von vier und mehr Kindern keinen Schulabschluss haben.

Abbildung 5: Familien nach Anzahl der Kinder und Schulbildung der Bezugsperson in %



Gleichzeitig gibt es unter den Familien mit drei Kindern eine über dem Durchschnitt liegende Gruppe mit hohem Bildungsstatus und beruflichem Abschluss (vgl. Familienmonitor 2007): Mütter und Väter von Dreikinderfamilien haben deutlich bessere schulische Abschlüsse als Mütter und Väter von vier und mehr Kindern. Dreikinderfamilien sind unter AkademikerInnen relativ häufig. Bei 28% der Paare mit drei Kindern hat mindestens einer

der Partner das Abitur, in 17% der Familien dieser Größe sogar beide Partner (Durchschnitt aller Familien: 15%). Ebenso liegen die Anteile derjenigen, bei denen ein oder beide Elternteile einen Hochschulabschluss haben, über dem Durchschnitt. Auffallend ist, dass besonders der Anteil der Eltern mit Realschulabschluss mit der Familiengröße sinkt. Während sie unter den Einkindfamilien noch 32% ausmachen, liegt ihr Anteil bei den Dreikinderfamilien nur noch bei 25% und bei den Familien mit vier und mehr Kindern nur noch bei 21% (vgl. Eggen/Rupp 2006). Es ergibt sich damit eine U-förmige Verteilung: Unter den Mehrkinderfamilien gibt es überdurchschnittlich häufig Eltern mit keinem oder aber mit dem höchsten Bildungsabschluss.

Diese Trends setzen sich bei den beruflichen Abschlüssen fort. Ein Viertel der Eltern, die vier oder mehr Kinder haben, verfügt über keinen beruflichen Abschluss, das ist fast dreimal so häufig wie der Durchschnitt. Bei Eltern mit drei Kindern ist dieser Anteil mit 14% ebenfalls erhöht (vgl. Eggen/Rupp 2006; Eggen/Leschhorn 2004). Keine abgeschlossene Berufsausbildung besitzen 20% der Mütter und 12% der Väter mit zwei Kindern, 28% der Mütter und 15% der Väter mit drei Kindern und 45% der Mütter bzw. 28% der Väter mit vier oder mehr Kindern. Andererseits haben Väter, die als Selbständige, Freiberufler oder in Führungspositionen tätig sind, im Durchschnitt besonders häufig drei und mehr Kinder, Arbeiter im Durchschnitt seltener. Die Ressource „schulische und berufliche Ausbildung“ ist bei Eltern mit drei und mehr Kindern also deutlich unterschiedlicher verteilt als bei Eltern mit einem oder zwei Kindern.

Tabelle 2: Kinderzahl in Abhängigkeit der kombinierten beruflichen Positionen der Partner

Kombination berufliche Position	Kinderzahl	Prozentanteile an allen Kindern
Un/angelernter Arbeiterin <u>und</u> Un/angelernter Arbeiterin	2,1	4,0
FacharbeiterIn <u>und</u> Facharbeiterin	1,1	5,9
FacharbeiterIn <u>und</u> Dienstklasse II	1,1	7,2
Einf. AngestellteR <u>und</u> Facharbeiterin	1,5	6,0
Einf. AngestellteR <u>und</u> einf. AngestellteR	1,4	1,5
Einf. AngestellteR <u>und</u> Dienstleistungsklasse II	1,6	6,6
Dienstleistungsklasse II <u>und</u> FacharbeiterIn	1,5	6,6
Dienstleistungsklasse II <u>und</u> Dienstleistungsklasse II	1,5	20,0
Dienstleistungsklasse II <u>und</u> Dienstleistungsklasse I	1,8	6,8
Dienstleistungsklasse I <u>und</u> Dienstleistungsklasse I	1,8	1,7

Quelle: DJI Familiensurvey 2000, Angaben über alle Kinder, Alter der Eltern 18-75 (Bien 2007)
 Ausschnitt mit den höchst besetzten Kombinationen: ohne näher auf die Kategorien einzugehen, kann die Reihenfolge in etwa als Hierarchie des Prestiges der Berufsgruppen interpretiert werden.
 Lesebeispiel: Wenn beide Eltern zur ungelerten Arbeiterschaft gehören (erste Zeile), haben sie zwar die höchste Geburtenrate mit 2,1 Kindern, aber dies gilt nur für 4% aller Kinder

Auswertungen des DJI-Familiensurvey 2000 (vgl. Bien 2007) bestätigen, dass die berufliche Position mit der Familiengröße kovariiert. Bei ungelerten Befragten bzw. ihren Partnern liegt die Kinderzahl über dem Durch-

schnitt. Die höchste Kinderzahl haben Frauen, die in kleinen Landwirtschaften arbeiten, die niedrigste Kinderzahl Männer, die als einfache Angestellte arbeiten.

Zu berücksichtigen ist aber auch, dass das Bildungsniveau für Männer und Frauen gegenläufige Folgen für die Kinderzahl hat (vgl. Ruckdeschel/Naderi 2009). Während bei Frauen ein höherer Bildungsabschluss auch die Opportunitätskosten einer Elternschaft im Vergleich zu einer Erwerbstätigkeit vergrößert, gilt für Männer umgekehrt, dass höhere Bildung bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt impliziert und damit die Möglichkeit einer Familiengründung erleichtert. Der Einfluss des Bildungsniveaus auf die Kinderzahl ist bei Männern also positiv. Allerdings gilt für beide Geschlechter, dass ein höheres Bildungsniveau die Verweildauer im Bildungssystem und damit den Zeitpunkt einer Familiengründung verzögert, da diese normalerweise erst nach einer Etablierung im Erwerbsleben und damit einer Sicherung der materiellen Lebensumstände stattfindet.

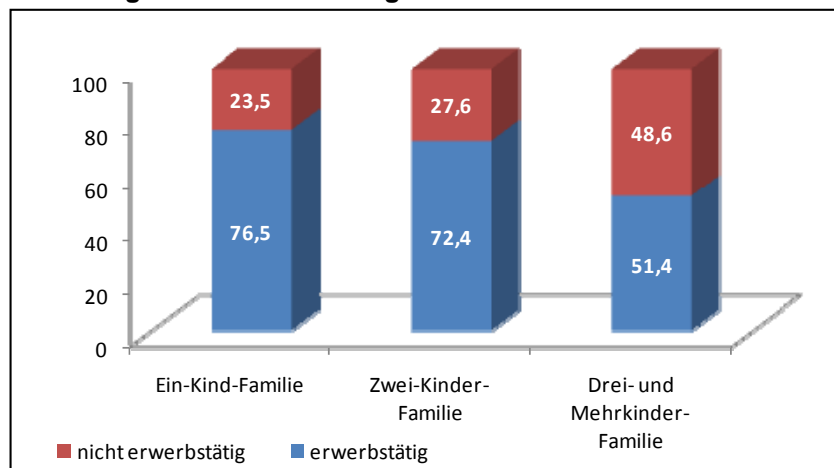
2.3 Erwerbskonstellationen in Mehrkinderfamilien

Sowohl für die alltägliche Lebensführung als auch für die finanziellen Spielräume der Familien in Mehrkinderfamilien ist die Einbindung in das Erwerbssystem von besonderer Bedeutung. Dabei spielen auch die Bildungshintergründe der Eltern eine wichtige Rolle – als Beschaffungsressource, um bestimmte Arbeitsplätze überhaupt zu erhalten, sowie als Sinnressource.

Erwerbsbeteiligung von Müttern und Vätern

Wie unterschiedlichste Studien belegen, besteht in Mitteleuropa bei Frauen ein hoher Zusammenhang zwischen Kindergröße und Erwerbstätigkeit, bei Männern übrigens nicht (Hofäcker 2009, S. 89).

Abbildung 6: Die Erwerbstätigkeit von Müttern nach Kinderzahl in %



Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.259 Mütter mit Kindern beider Alterskohorten; ungewichtete Daten (bei den gewichteten zeigen sich kaum andere Zahlen (überwiegend nur 0,1 Prozentpunkte-Unterschiede)); die Unterschiede sind signifikant

Die Daten des DJI-Kinderpanels 2005 zeigen deutlich, dass die Erwerbsbeteiligung von Müttern mit zunehmender Kinderzahl zurückgeht. So sind fast drei Viertel der Mütter mit einem oder mit zwei Kindern erwerbs-

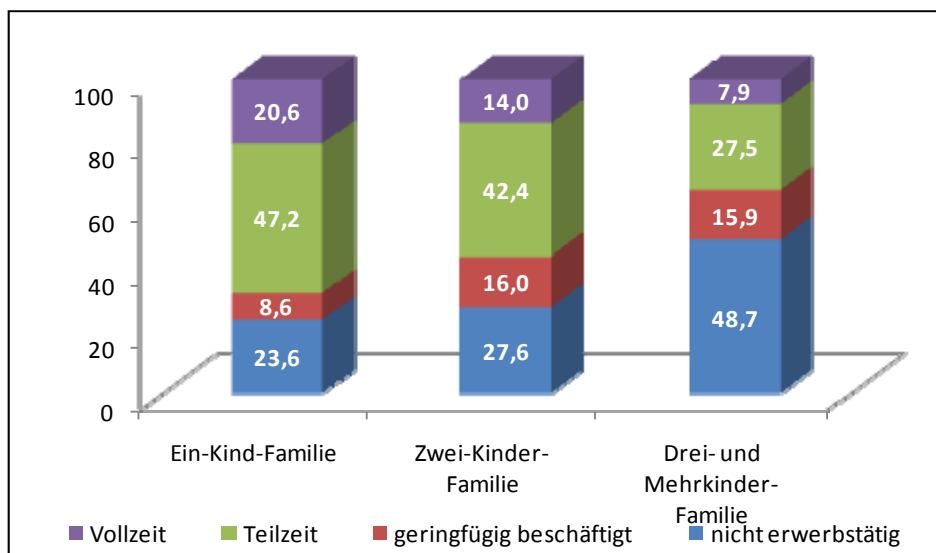
tätig. Dagegen geht nur etwa die Hälfte der Mütter mit drei und mehr Kindern einer Erwerbstätigkeit nach (vgl. Abb. 6).³

Mit der steigenden Zahl der Kinder sinkt damit tendenziell das erwirtschaftete Einkommen; nach Bertram (2008) sind junge Familien mit mehreren Kindern aufgrund ihrer geringeren Erwerbspartizipation eine Risikogruppe.

Eine Reduktion des Arbeitsumfangs erfolgt beim zweiten Kind

Während die Entscheidung, aus dem Erwerbsleben auszusteigen, den Daten zufolge zumeist erst beim Übergang zum dritten Kind fällt, reduzieren Mütter beim Übergang vom ersten zum zweiten Kind den Umfang ihrer Erwerbstätigkeit: Sowohl die Vollzeit-, aber auch die Teilzeit-Erwerbstätigkeit geht zugunsten einer geringfügigen oder gar keiner Beschäftigung beim Übergang zum zweiten Kind zurück. Ab dem dritten Kind ist weniger als jede zehnte Mutter Vollzeit berufstätig (vgl. Abb. 7).

Abbildung 7: Der Umfang der Erwerbstätigkeit von Müttern in %

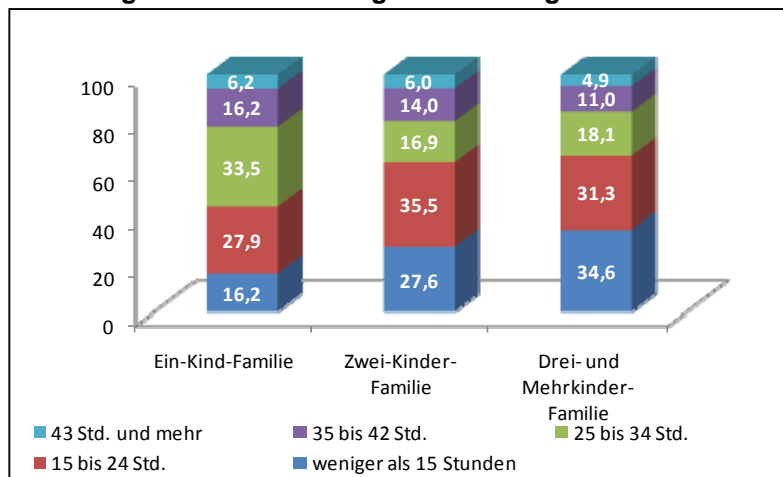


Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.256 Familien mit Kindern beider Alterskohorten

Differenziert man nach dem Stundenumfang, verstärkt sich dieses Bild: Während bei den Müttern mit einem Kind ein Stundenumfang von 25 bis 34 Stunden am häufigsten ist (33,5%), arbeiten Mütter mit zwei Kindern meistens 15 bis 24 Stunden (35,5%). Bei den erwerbstätigen Müttern aus Mehrkinderfamilien arbeitet die größte Gruppe weniger als 15 Stunden die Woche (34,6%; vgl. Abb. 8).

³ Diese Anteile entsprechen auch den Daten des Mikrozensus.

Abbildung 8: Stundenumfang erwerbstätiger Mütter in %

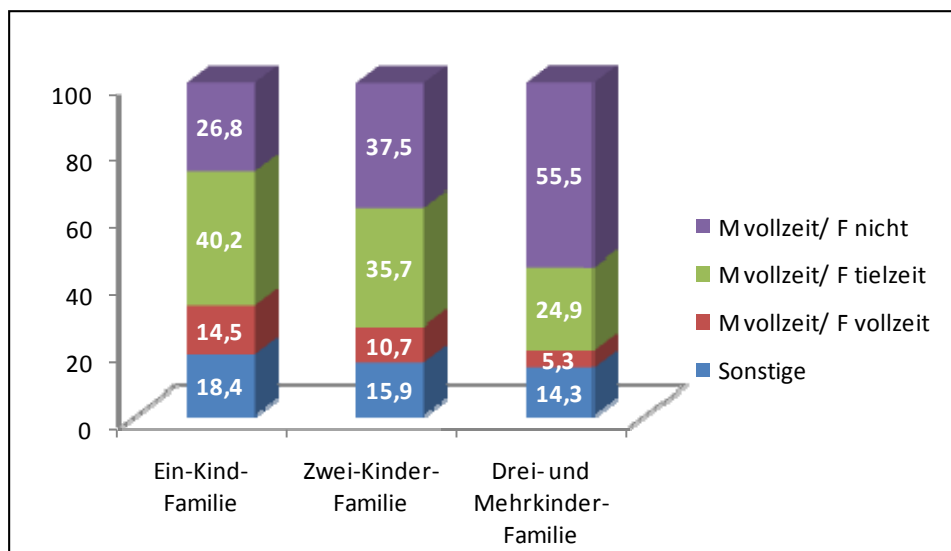


Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=846 erwerbstätige Mütter mit Kindern beider Alterskohorten

Erwerbskonstellationen von Müttern und Vätern

Während Mütter ihre Erwerbstätigkeit mit zunehmender Kinderzahl reduzieren, sind fast 90% der befragten Väter im DJI-Kinderpanel Vollzeit erwerbstätig – unabhängig von der Familiengröße. Dementsprechend ist die häufigste Erwerbskonstellation in Mehrkinderfamilien ein Vollzeit erwerbstätiger Vater mit einer nicht erwerbstätigen Mutter: Etwas mehr als die Hälfte der Familien mit drei und mehr Kindern lebt dieses Modell (vgl. Abb. 9).

Abbildung 9: Erwerbskonstellationen nach Familiengröße in%



Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.124 Familien mit Kindern beider Alterskohorten (ohne Alleinerziehende)

Dahinter steht die noch stark verankerte, sich im Verlauf der Familienentwicklung verfestigende traditionelle Arbeitsteilung im Erwerbs- und Familiensektor: Väter verstehen sich (auch bei Müttern und Arbeitgebern dominiert diese Vorstellung) trotz zunehmender Beteiligung an der Erziehung immer noch primär als Hauptnährer und erhöhen sogar ihre Arbeitszeit

nach der Geburt von Kindern, um den finanziellen Mehrbedarf zu kompensieren (vgl. Pohlmann-Schulte 2009; Zerle/Krok 2008).

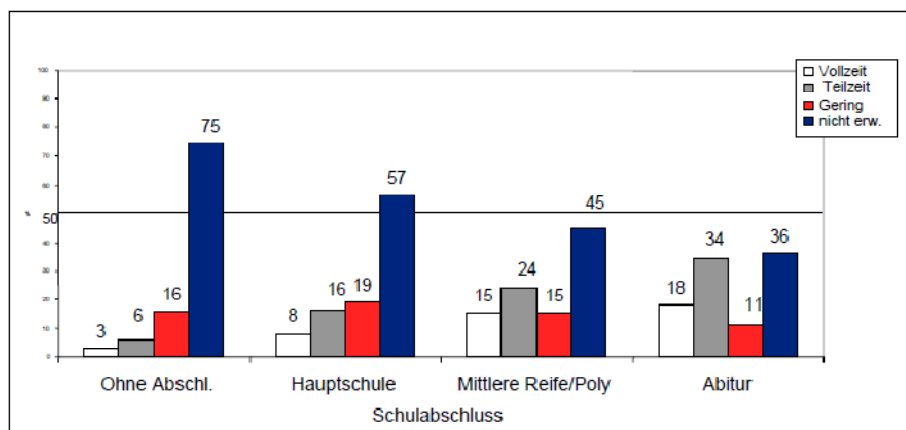
Gleichzeitig sind in überdurchschnittlich vielen Mehrkinderfamilien beide Eltern nicht erwerbstätig, das gilt besonders für Familien mit vier oder mehr Kindern (vgl. Mikrozensus 2007). In den meisten dieser Fälle bestimmen Arbeitslosenunterstützung und Sozialhilfe den Lebensunterhalt der Familien.

2.4 Erwerbstätigkeit von Müttern und Bildungsstand

Hinsichtlich der Müttererwerbstätigkeit zeigen sich nicht nur deutliche Unterschiede nach der tatsächlichen Kinderzahl, sondern auch nach dem Schul- und Ausbildungsniveau der Mütter. Im Folgenden werden Daten aus dem Mikrozensus 2005 verwendet.⁴

Mütter mit drei und mehr Kindern sind deutlich seltener erwerbstätig als Mütter mit ein oder zwei Kindern. Ergänzend wird nun dargestellt, dass die gering gebildeten Mütter mit drei und mehr Kindern erheblich seltener am Arbeitsmarkt partizipieren als Mütter mit drei und mehr Kindern mit mittlerer oder höherer Bildung. Hat eine Mutter keinen qualifizierten Schulabschluss und leben in ihrem Haushalt drei oder mehr minderjährige Kinder, so sind nach den Ergebnissen des Mikrozensus 2005 75% dieser Mütter nicht erwerbstätig, 3% arbeiten Vollzeit, 6% Teilzeit (vgl. Abb. 10).

Abbildung 10: Erwerbssituation von Frauen mit drei und mehr Kindern in Abhängigkeit vom Schulabschluss in %



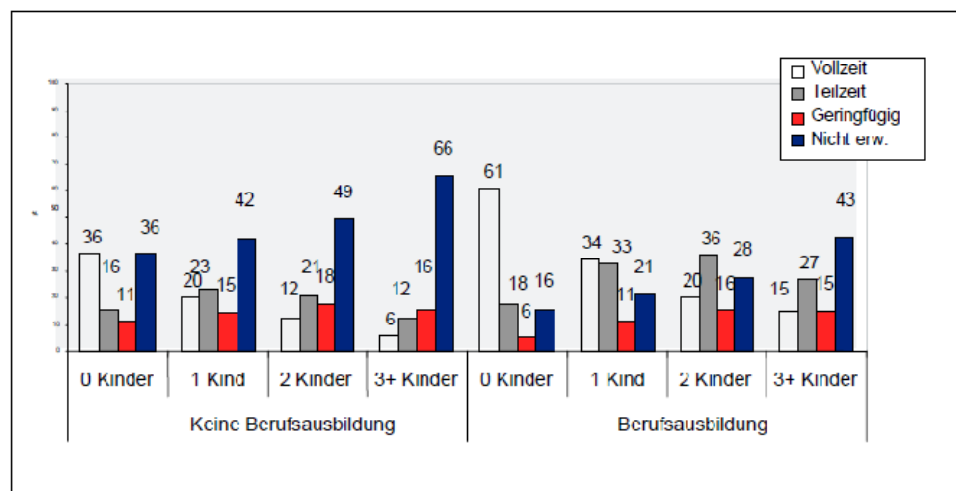
Quelle: Mikrozensus 2005; Berechnungen Tölke DJI
 Selektion: In Deutschland geborene Frauen; Alter 24 bis 54 Jahre; in Privathaushalten lebend: drei und mehr Kinder unter 18 Jahren im Haushalt.

⁴ Die Grundgesamtheit bilden Personen, die in Deutschland geboren wurden und in einem privaten Haushalt leben. Für den Vergleich der Stichproben sowie für die inhaltlichen Auswertungen wurden die Geburtsjahrgänge 1947 bis 1981 ausgewählt. Im Mikrozensus waren diese Personen im Jahr 2005 also 24 bis 58 Jahre, in der „Infratest-Herbsterhebung“ im Jahr 2007 waren sie 26 bis 60 Jahre alt.

Die Lebenssituation von Müttern mit drei und mehr Kindern mit Abitur ist gänzlich anders. Nur 36% von ihnen gehen keiner Erwerbsarbeit nach, 18% arbeiten Vollzeit, 34% Teilzeit. Je höher die schulische Bildung, desto seltener sind Frauen mit drei und mehr Kindern Hausfrau. Der Anteil von Hausfrauen sinkt von 75% bei Müttern mit mehr als zwei Kindern ohne Schulabschluss auf 57% bei Hochschulabsolventinnen, auf 45% bei mittlerem Schulabschluss und auf 36% bei Abiturientinnen. Die Erwerbsbeteiligung sinkt linear, wobei die Abnahme des Anteils der Erwerbstätigen zwischen Müttern mit mehr als zwei Kindern ohne Schulabschluss und denjenigen mit Hauptschulabschluss mit 18 Prozentpunkten am größten ist.

Die Auswirkungen des beruflichen Bildungsniveaus auf die Erwerbsbeteiligung weisen in die gleiche Richtung wie das schulische Bildungsniveau (vgl. Abb. 11): Die Anteile nicht erwerbstätiger Mütter liegen bei den beruflich Qualifizierten je nach Kinderzahl zwischen 16% und 43%, bei denjenigen ohne Berufsausbildung liegen diese Werte erheblich höher, nämlich zwischen 36% und 66%. Beruflich unqualifizierte Mütter mit einem Kind sind zu 42% Hausfrau, haben sie zwei Kinder, dann beträgt der Anteil 49%. Die Ziffer für Mütter in Mehrkinderfamilien lautet 66%. Beobachtbar ist auch hier, wie bereits beim Schulabschluss, ein sprunghafter Anstieg in der Nichterwerbstätigkeit, wenn Frauen keine Berufsausbildung und mehr als zwei Kinder haben. Im Falle von Frauen mit qualifizierter Berufsausbildung liegen die Vergleichswerte des Hausfrauenanteils bei jeder Kinderzahl erheblich niedriger, nämlich um mindestens 20 Prozentpunkte.

Abbildung 11: Erwerbssituation von Frauen in Abhängigkeit von Kinderzahl und Berufsausbildung in %

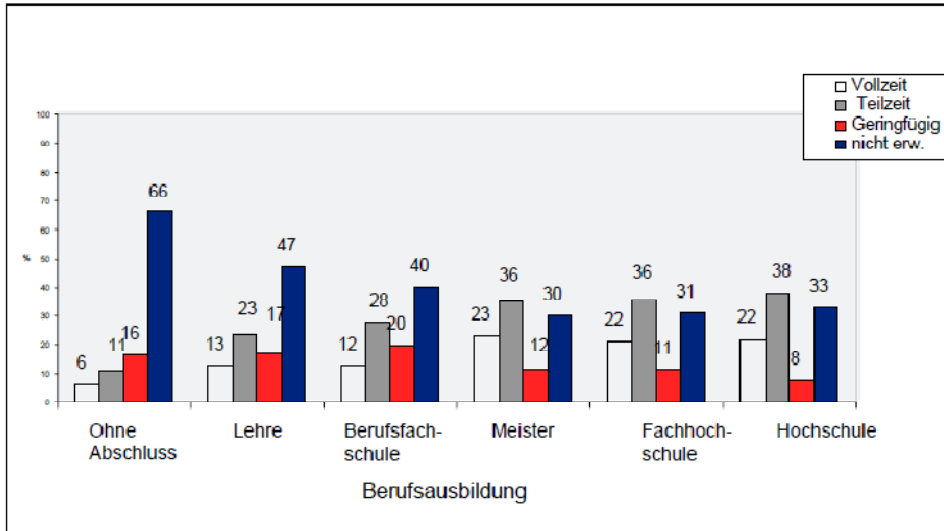


Quelle: Mikrozensus 2005; Berechnungen Tölke DJI
 Selektion: In Deutschland geborene Frauen; Alter 24 bis 54 Jahre; in Privathaushalten lebend; Kinderzahl: Anzahl der Kinder im Haushalt unter 18 Jahren.

Differenziert man die Berufsausbildung und vergleicht man den Erwerbsumfang der beiden Bildungspole, also Frauen ohne Berufsausbildung mit Akademikerinnen, so zeigt sich, dass 22% der Akademikerinnen mit drei und mehr Kindern Vollzeit und 38% Teilzeit tätig sind. Von den Müttern mit drei und mehr Kindern ohne Berufsausbildung sind dagegen nur 6% Vollzeit beschäftigt und 11% Teilzeit (vgl. Abb. 12). Auch hier besteht

ein linearer Zusammenhang zwischen der Höhe des beruflichen Bildungsniveaus und der Erwerbsbeteiligung sowie des Erwerbsumfangs. Die drei höchsten Bildungsniveaus zeigen eine sehr ähnliche Erwerbstätigkeitsstruktur.

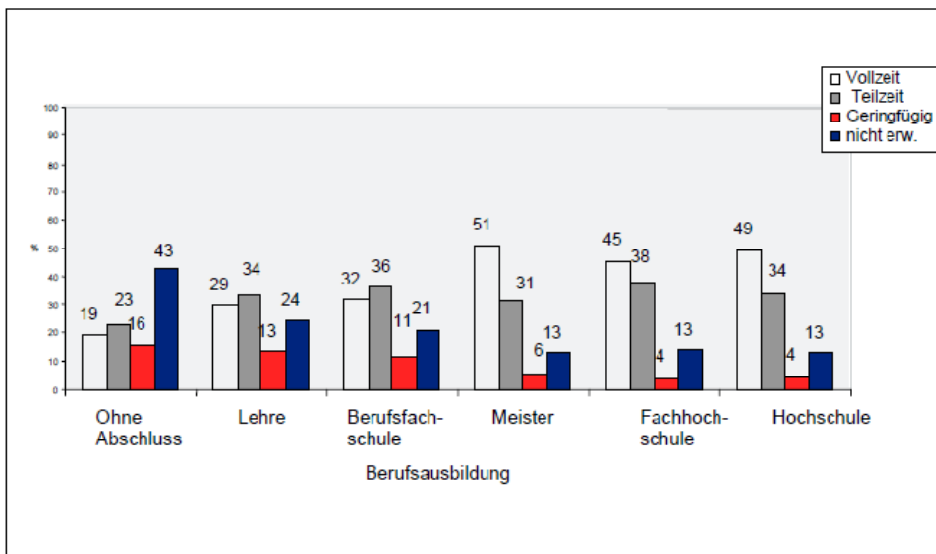
Abbildung 12: Erwerbssituation von Müttern mit drei und mehr Kindern in Abhängigkeit vom beruflichen Bildungsniveau in %



Quelle: Mikrozensus 2005; Berechnungen Tölke DJI
 Selektion: In Deutschland geborene Frauen; Alter 24 bis 54 Jahre; in Privathaushalten lebend; drei und mehr Kinder unter 18 Jahren im Haushalt.

Auch bei niedrigerer Kinderzahl ist die Abhängigkeit der Erwerbsstruktur vom Bildungsniveau übrigens mit derjenigen der Mütter in Mehrkinderfamilien vergleichbar (vgl. Abb. 13).

Abbildung 13: Erwerbssituation von Müttern mit einem Kind in Abhängigkeit von der Berufsausbildung in %



Quelle: Mikrozensus 2005; Berechnungen Tölke DJI
 Selektion: In Deutschland geborene Frauen; Alter 24 bis 54 Jahre; in Privathaushalten lebend; ein Kind unter 18 Jahren im Haushalt.

Mütter mit Universitätsabschluss und nur einem Kind sind zu 83% erwerbstätig (49% Vollzeit, 34% Teilzeit). Haben die Mütter eines Kindes keine Berufsausbildung sind dagegen von ihnen nur halb so viel, nämlich 42% erwerbstätig (19% Vollzeit, 23% Teilzeit).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es nicht die große Kinderzahl alleine ist, die bei Müttern mit einer Abstinenz vom Arbeitsmarkt einhergeht, sondern erst die Verbindung mit fehlenden oder geringen Bildungsqualifikationen. Mütter mit Abitur bzw. Hochschulabschluss sind, selbst wenn sie mindestens drei Kinder haben, zu einem vergleichsweise hohen Anteil erwerbstätig. Akademikerinnen mit nur einem Kind arbeiten allerdings noch zur Hälfte Vollzeit, mit drei Kindern nur noch zu 22% (vgl. Abb. 12 und 13).

2.5 Entwicklung kognitiver Fähigkeiten, Bildungserfolg und Familiengröße

Zum Zusammenhang von Bildungserfolg und der Familiengröße liegen zahlreiche Befunde vor, die überwiegend, aber nicht ausschließlich einen negativen Zusammenhang zwischen Bildungserfolg und Familiengröße aufzeigen. Zahlreiche nationale und internationale Studien weisen auf negative Effekte der Familiengröße und der Geschwisterfolge auf die schulische Leistung und die kognitiven Fähigkeiten der Kinder hin (vgl. Kasten 2003 (D); Jaeger 2007/2008 (USA); Lu/Treiman 2005 (China); Black u.a 2005 (Norwegen); Booth/Kee 2005 (GB)). In Bezug auf allgemeine kognitive Fähigkeiten schneiden nach einer Übersichtsarbeit von Silbereisen/Pinquant (2009) Einzelkinder im Mittel besser als Geschwisterkinder ab, und bei wachsender Zahl von Geschwistern nehmen die Vorteile der Einzelkinder weiter zu. Dabei zeigen sich für unterschiedliche kognitive Domänen unterschiedlich starke Effekte. In einer Studie von Downey und Condron (2004) hatten Einzelkinder und Kinder mit einem Geschwister eine höhere Lesefähigkeit als Kinder mit mehr Geschwistern. Bei mathematischen Fähigkeiten waren allerdings nur Kinder mit drei und mehr Geschwistern den Einzelkindern unterlegen. Auch der steigende Geburtenrangplatz hat Studien zufolge einen negativen Einfluss auf die schulische Leistung der Kinder (vgl. Black u.a 2005; Booth/Kee 2005).

In der Literatur werden zwei prominente Modelle unterschieden, die den Zusammenhang zwischen Familiengröße und Bildungs- und Schulerfolg erklären: (a) das Confluence Model (CM) und (b) die Resource Dilution Hypothesis (RDH).

(a) Das **Confluence Model (CM)** (vgl. Zajonc/Markus 1975; Zajonc 1976, 1983, 2001; Sulloway 2007a/2007b) betrachtet die intellektuelle Fähigkeit („intellectual ability“) von Kindern als abhängig vom gesamten Intelligenzniveau der Herkunftsfamilie. Das Intelligenzniveau der Herkunftsfamilie wird berechnet als Durchschnitt der absoluten Intelligenzniveaus aller Familienmitglieder. Nachdem Eltern höhere intellektuelle Fähigkeiten als Kinder haben, verringert jedes zusätzliche Kind mit geringen intellektuellen (Anfangs-)Fähigkeiten das Intelligenzniveau der Familie. So bieten Familien

mit vielen Kindern ein intellektuell schlechteres Umfeld („an intellectually immature environment“). Diesem Modell zufolge sind größere Familien mit geringerem Intelligenzniveau verbunden. Hinzu kommen Effekte der Geburtsreihenfolge (der Geburtenrangplatz): Erstgeborene sind demnach begünstigt, weil sie keine Geschwister haben, die das Intelligenzniveau der Familie senken. Zuletzt Geborene sind dagegen teilweise benachteiligt, da das intellektuelle Niveau in der Familie in dem Moment, in dem sie geboren werden, am niedrigsten ist. Es wird ferner angenommen, dass Einzelkinder einen geringeren „Erstgeborenenvorteil“ haben, weil sie (im Gegensatz zu Erstgeborenen mit jüngeren Geschwistern) keine intellektuellen Vorteile aus der Tatsache ziehen können, dass sie als „Lehrer“ für ihre jüngeren Geschwister agieren können. Schließlich ist beim CM der zeitliche Abstand zwischen den Geburten (die Geburtenintervalle) sehr relevant im Hinblick auf die intellektuelle Fähigkeit des Kindes. Geschwister, die kurz nacheinander geboren werden, senken das intellektuelle Gesamtniveau der Familie mehr als Geschwister mit größerem „Spacing“, weil ältere Geschwister in dieser Konstellation intellektuell schon weiter sind. Folglich wird angenommen, dass große Geburtenintervalle sich positiver auf die intellektuelle Fähigkeit von Kindern auswirken als kleine Intervalle, die jedoch für Mehrkinderfamilien typisch sind.

Marbach (2005) bestätigt mit Daten des DJI-Kinderpanels, dass mehr als drei Geschwister und/oder ein zu geringer Altersabstand zu den Geschwistern das Sozialkapital von Kindern mindern. Geschwisterreichtum mindert die Beziehungen zu Gleichaltrigen (Gleichaltrigenkontakte), ein zu geringer Altersabstand mindert das innerfamiliäre „Wahlnetz“ (Umfang der Familienangehörigen, mit denen man sich gut versteht). Zudem zeigt sich, dass der negative Einfluss einer größeren Geschwisterzahl auf das Peernetz sich nicht einer Substitution von Gleichaltrigen durch Geschwister verdankt. Anzunehmen ist eher eine mangelnde Neigung oder Kompetenz des geschwisterreichen Kindes zu Außenkontakten. Für die Annahme, dass eine „Sandwichposition“ in Mehr-Geschwister-Konstellationen im Vergleich zur Position des „Thronfolgers“ und/ oder des „Nesthäkchens“ das Sozialkapital von Kindern beeinträchtigt, findet Marbach nur geringe Anhaltspunkte. Es gibt zwar Hinweise, dass eine „Sandwichposition“ für ein Kind von Nachteil für das „Wahlnetz“ (Umfang der Familienangehörigen, mit denen es sich gut versteht) sein kann, doch ist weder der Effekt groß genug, um besorgniserregend zu sein, noch dürfte er im Alltag eine große Rolle spielen.

(b) Die **Resource Dilution Hypothesis** (RDH) (vgl. Anastasi 1956; Blake 1981, 1985, 1989; Downey 1995, 2001; Iacovou 2001; Steelman u.a. 2002) setzt allgemeiner an und fokussiert alle Arten der elterlichen Ressourcen und Inputs (z.B. Geld, Zeit, soziale und interpersonale Ressourcen). Da diese limitiert sind, nimmt die Menge der elterlichen Ressourcen pro Kind mit der Familiengröße ab. Je geringer die elterlichen Ressourcen pro Kind in großen Familien im Vergleich zu kleinen Familien sind, desto schlechter sind die Erfolge der Kinder (z.B. schulische Leistungen). Vor allem die elterlichen ökonomischen und materiellen Ressourcen sinken schnell, wenn

sich die Anzahl der Kinder in der Familie erhöht, während kulturelle, soziale und interpersonale Ressourcen nicht notwendiger Weise genauso schnell abnehmen müssen.

Jäger (2009) prüfte beide Modelle simultan in einer Auswertung amerikanischer Daten. Zusätzlich zum Effekt der Familiengröße auf die kognitiven Fähigkeiten der Kinder zeigte sich ein starker Einfluss auf den Bildungserfolg, was als ein wichtiges Indiz für die Relevanz der allgemeinen familialen Ressourcen im Hinblick auf den Erfolg im Bildungssystem gelesen werden sollte. „My findings then substantiate the claim in the RDH that the effect of sibship size on educational attainment extends beyond its influence on children’s cognitive capability. Furthermore, my results do not support the claim in the CM that cognitive ability is the only channel through which sibship size affects educational attainment.” (Jäger 2009, S. 11). Für die Plausibilität des Resource Dilution Modells spricht auch eine weitere Analyse (vgl. Sun/Li 2009), die zeigen konnte, dass die negativen Effekte einer Scheidung auf die Bildungserfolge von Kindern umso größer sind, je mehr Kinder in einer Familie vorhanden sind.

Der Schweizer Kinder- und Jugendsurvey von Malti u.a. (2008) erbringt eine weitere wichtige Differenzierung im Hinblick auf unterschiedliche kognitive Domänen. Die Kinderzahl kann demnach bestimmte Bildungsprozesse hemmen, andere aber fördern. So hat die Kinderzahl einen negativen Einfluss auf die Qualität der Elternbeziehung, was die „resource-dilution“-Hypothese stützt, dass eine steigende Anzahl Kinder in einer Familie mit Einschränkungen der zeitlichen und emotionalen Ressourcen der Eltern einhergeht und damit die emotionale Qualität ihrer Beziehung und der Beziehung zu einzelnen Kindern in der Familie Einbußen erfährt. Hingegen hat die Kinderzahl einen positiven Einfluss auf die kognitive Qualität der Eltern-Kind-Interaktion, also die Kommunikationskultur. Eine größere Anzahl von Familienmitgliedern trägt demnach zu mehr kognitiven Austauschprozessen zwischen Eltern und Kindern bei, da eine höhere Anzahl verschiedener Perspektiven im Familiensystem vorliegt und mehr Aushandlungen notwendig sind, um beispielsweise Kompromisse erzielen zu können. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass die sozio-kognitiven Kompetenzen in Mehrkinderfamilien, im Unterschied zu den allgemeineren kognitiven Kompetenzen, gefördert werden.

Unterschiede zwischen Geschwistern aus unterschiedlichen Familienkonstellationen im späteren sozioökonomischen Status sind bisher wenig untersucht. Conley/Glauber (2008) analysieren mit Daten des Panel of Income Dynamics diejenigen Haushaltsvorstände, die zwischen 1983 und 2001 älter als 25 Jahre alt waren und überprüften den Bildungsstatus sowie das eigene Einkommen und die Familieneinkünfte. Es zeigt sich, dass sich der Familienhintergrund stärker auf Bildung und Verdienst im Lebenslauf auswirkt, wenn wenige Geschwister vorhanden sind. Steigende Geschwisterzahlen maximieren dagegen die Varianz des Lebenserfolgs. Vor allem in deprivierten Haushalten werden Unterschiede zwischen Geschwistern akzentuiert. In privilegierten Haushalten sind sich dagegen die Geschwister im späteren Lebenserfolg ähnlicher. Die Geschlechterkonstellation unter Geschwistern zeigt keinen Einfluss auf den späteren Erfolg. Mütterliche Res-

sources scheinen eine hohe Bedeutung zu haben. Geschwister, die von einer jüngeren Mutter zur Welt gebracht wurden, weisen im späteren Leben nur halb so starke Zusammenhänge im Einkommen auf wie Geschwister mit älteren Müttern. Diese Ergebnisse fordern dazu heraus, nicht nur Durchschnittswerte, sondern vor allem die Varianzen in den Lebensverläufen der Kinder aus Mehrkinderfamilien zu berücksichtigen.

Diese und andere Befunde erbringen wichtige Hinweise auf die spezifischen sozialen Lern- und Bildungsökologien, die durch unterschiedliche Familiengrößen aufgespannt werden und die es zu beachten gilt, wenn den besonderen Ressourcen für die Entwicklungsbedingungen von Kindern in Mehrkinderfamilien auch im Hinblick auf deren intellektuelle Entwicklung Rechnung getragen werden soll.

2.6 Wirtschaftliche Situation

2.6.1 Wovon Mehrkinderfamilien leben

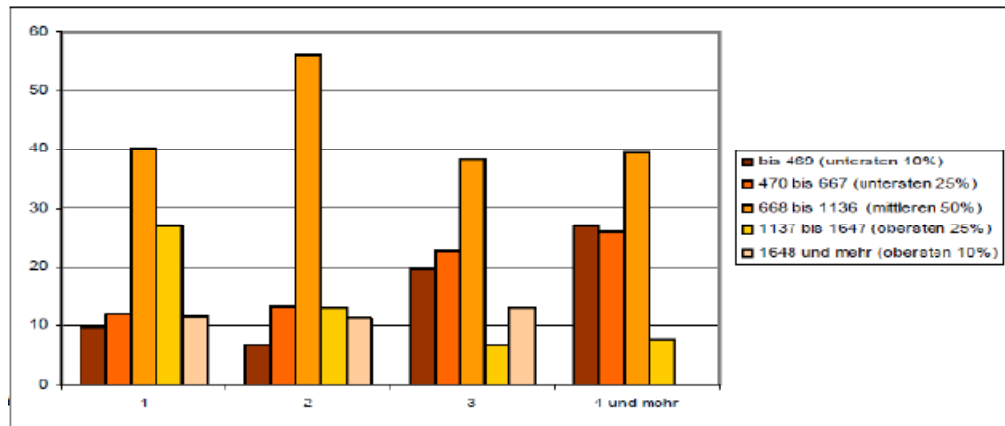
Die meisten Familien mit mehr als drei Kindern sind wirtschaftlich schlechter gestellt als kleinere Familien (vgl. Eggen/Rupp 2006).

Einkommen von Mehrkinderfamilien

Während Ehepaare mit ein oder zwei Kindern finanziell durchschnittlich bis überdurchschnittlich gut gestellt sind, verfügen Ehepaare mit drei oder mehr Kindern 2006 bundesweit insgesamt lediglich über 86% des durchschnittlichen Einkommens (vgl. FaFo Baden-Württemberg 2008). Allerdings gibt es auch eine kleine Gruppe großer Familien, die in sehr guten Einkommensverhältnissen lebt. Bundesweit haben im Jahr 2006 nur etwa 5% der Mehrkinderfamilien mehr als das Doppelte des durchschnittlichen Einkommens aller Lebensformen.

Ähnliche Ergebnisse zeigen die Daten des DJI-Kinderpanels. Die Verteilung der Haushalte über die Äquivalenzeinkommenskategorien nach der Anzahl der Kinder unter 15 Jahren im Haushalt weist auf, dass Familien mit vier und mehr Kindern in beiden unteren Einkommensgruppen deutlich überrepräsentiert sind (vgl. Abb. 14), während die mit ein oder zwei Kindern in den oberen Einkommensgruppen deutlich überrepräsentiert sind. Auffällig ist die U-förmige Verteilung bei Haushalten mit drei Kindern unter 15 Jahren. Diese Haushalte gehören entweder überproportional häufig den unteren beiden Äquivalenz-Einkommensgruppierungen oder der höchsten Einkommensgruppierung an. In dieser Zahl zeigt sich eine Gegenläufigkeit: Einerseits führen bei den mittleren und unteren Einkommensverhältnissen mehr Kinder zu einem immer größeren Armutsrisiko, auf der anderen Seite zeichnet sich danach bei den so genannten „Besserverdienenden“ durchaus ein Trend zu drei Kindern ab, jedoch nicht zu vier oder mehr Kindern. Die Verteilung der Familien nach der Kinderzahl über das monatliche Nettoeinkommen (nicht-äquivalenz bereinigt) zeigt diesen Trend zu drei Kindern mit steigendem Einkommen noch deutlicher (vgl. Kapitel 2.2).

Abbildung 14: Äquivalenzeinkommen der Haushalte mit Kindern unter 15 in % der jeweiligen Haushalte



Anzahl der Fälle: 2.054; Quelle: DJI, 1. Welle Kinderpanel, eigene Berechnung

Legt man das Netto-Haushaltseinkommen zu Grunde, zeigt sich, dass die unteren vier Einkommensgruppierungen deutlich unterproportional in dieser Kategorie vertreten sind, wogegen die beiden obersten Einkommensgruppierungen wieder deutlich überproportional häufig auftreten. Familien mit nur einem Kind unter 15 Jahren sind deutlich häufiger in den unteren vier Einkommensgruppen zu finden – eine rationale Strategie gegen die mit Kindern verbundene Verarmungstendenz in diesen Einkommensgruppen.

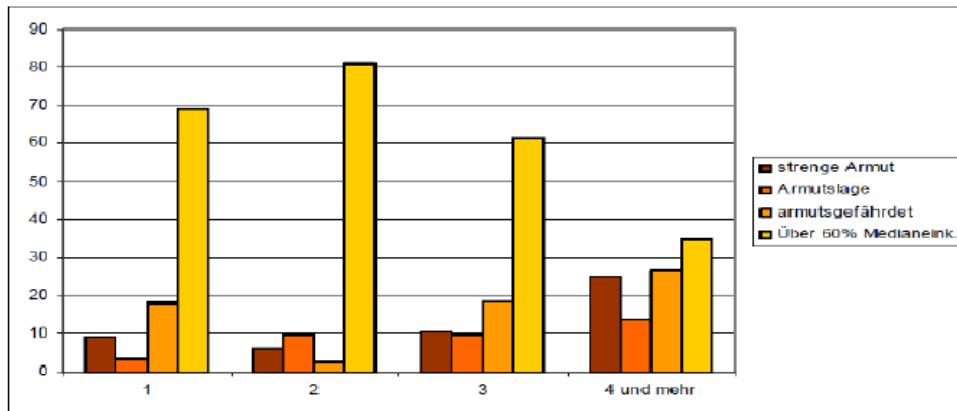
Armutslagen nach Familiengröße

Mit dem dritten Kind steigt das Risiko der Einkommensarmut sprunghaft an, noch größer ist es nur bei großen nichtehelichen Familien und bei großen Einelternfamilien (vgl. Eggen/Rupp 2006). Während 18,1% der Paare mit einem Kind unterhalb der Armutsrisikoschwelle leben, steigt die Armutsrisikobetroffenheit ab dem dritten Kind auf 26,4% (DIW u.a. 2007, S. 124). Fertig/Tamm (2008) machen in ihren Berechnungen mit SOEP-Daten ebenfalls einen Anstieg des Armutsrisikos bei Paaren mit drei und mehr Kindern aus, weisen jedoch darauf hin, dass der Unterschied zu Paaren mit weniger Kindern statistisch nicht signifikant sei (ebd., S. 156).

Die Verteilung des Armutsrisikos der Haushalte mit unterschiedlicher Kinderzahl über die drei Armutsklassen zeigt auch in den Daten des DJI-Kinderpanels (vgl. Abb. 15), dass das Armutsrisiko bei Familien mit zwei Kindern relativ am geringsten ist (81,1% liegen über dem 60% Median-Einkommen), wogegen es bei Familien mit vier und mehr Kindern besonders hoch ist (nur 34,7% liegen über dem 60% median-Einkommen), umgekehrt befinden sich 25% der Gruppe von Haushalten mit vier und mehr Kindern in strenger Armut. Die Abhängigkeit der sozialen Schicht von der Anzahl der Kinder im Haushalt ist tendenziell ähnlich, aber weniger stark ausgeprägt. So findet man insbesondere, dass Haushalte mit zwei Kindern in der höchsten Schicht deutlich unterrepräsentiert sind (7,1% gegenüber 9,8% im Durchschnitt) wogegen Haushalte mit vier und mehr Kindern mit 16,9% in der Unterschicht deutlich überrepräsentiert sind (gegenüber 9,8% im Gesamten). Bei der obersten Schicht ergibt sich wiederum eine deutliche

überrepräsentative Vertretung der Haushalte mit drei Kindern (17,9% gegenüber 12,7% im Durchschnitt).

Abbildung 15: Armutslage der Haushalte nach Kinderzahl in %



Anzahl der Fälle: 2198; Quelle: DJI, 1. Welle Kinderpanel, eigene Berechnung

Ergänzende Einblicke in die wirtschaftliche Situation und deren Bedeutung für die alltägliche Lebensführung vermittelt eine Auswertung der Eu-Silc-Daten (vgl. Härpfer 2009):

Europaweit gilt demzufolge, dass mit steigender Kinderzahl bei den Paar-Familien die Armut zunimmt. Die Armutsquoten der Paar-Familien mit einem und zwei Kindern unterscheidet sich allerdings nicht sehr gravierend. Dagegen vervielfacht sich die Quote bei den Paaren mit drei und mehr Kindern. Nochmals deutlich häufiger betroffen sind Alleinerziehende (vgl. ebenda). Auch der Anteil der von Zahlungsrückständen für Privatkredite Betroffenen variiert: Während 3,2% der Paare mit einem Kind davon betroffen sind und 3,7% von Paaren mit zwei Kindern, sind es 6,6% der Paare mit drei Kindern. Die Bevölkerungsanteile, derjenigen, die sich keinen Urlaub leisten können, weisen ebenfalls eine beachtliche Spanne auf. Sie betragen bei einem Paar mit einem Kind 21,6%, bei einem Paar mit drei Kindern 32,4% (Alleinerziehende 52,3%). Ein wichtiger Indikator zur Charakterisierung der ökonomischen Situation sind auch die Bevölkerungsanteile derjenigen, die keine unerwarteten Ausgaben selbständig aufbringen können. Hierzu lauten die Quoten: Paar mit einem Kind 32,2%, Paar mit zwei Kindern 31,7% und Paar mit drei und mehr Kindern 38,0%.

Die Befunde aus dem Familiensurvey des DJI zeigen darüber hinaus, dass der Anteil der Sozialhilfeempfänger mit der Kinderzahl steigt, vor allem bei Haushalten mit vier und mehr Kindern (vgl. Tab. 3).

Tabelle 3: Kinder in Haushalten mit und ohne SozialhilfeempfängerInnen

			SozialhilfeempfängerInnen		Gesamt
			nein	ja	
Kinderzahl	kein Kind	Anzahl	6.605	109	6.714
		%	98,4%	1,6%	100,0%
	1 Kind	Anzahl	4.087	117	4.204
		%	97,2%	2,8%	100,0%
	2 Kinder	Anzahl	5.503	114	5.617
		%	98,0%	2,0%	100,0%
	3 Kinder	Anzahl	1.767	49	1.816
		%	97,3%	2,7%	100,0%
	4 Kinder	Anzahl	479	26	505
		%	94,9%	5,1%	100,0%
	≥ 5 Kinder	Anzahl	231	22	253
		%	91,3%	8,7%	100,0%
Gesamt		Anzahl	18.672	437	19.109
			97,7%	2,3%	100,0%
			100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: DJI Familiensurveys 1988/90, 1994, 2000 Angaben über alle Kinder, Alter der Eltern 18-75

Bertram (2008) verweist ferner darauf, dass auch das Alter der Eltern, besonders der Mutter zu berücksichtigen sei. Die Einkommenssituation von Familien unterscheidet sich nämlich nach dem Alter der Mutter (vgl. auch Eggen 2006). Die Tatsache, dass Familien mit drei und mehr Kindern ein höheres Armutsrisiko haben als Familien mit ein oder zwei Kindern, hängt nach Bertram auch damit zusammen, dass Mütter/Eltern mit mehreren Kindern in der Regel jünger sind und damit aufgrund der langen Bildungs- und Ausbildungszeiten in der Regel weniger qualifiziert sind und entsprechend weniger verdienen. Sie können ihren Kindern daher weniger Ressourcen zur Verfügung stellen.

Geburtenordnungszahl und Einkommenseinbußen

Schulze (2009) differenziert mit Längsschnittdaten aus dem Sozioökonomischen Panel über einen Zeitraum von 20 Jahren den Zusammenhang, dass Familien mit mehreren Kindern hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Möglichkeiten deutlich benachteiligt sind. Es sei vor allem das erste Kind, das zu Einkommensverlusten führe: Unter Berücksichtigung geburtsbedingter Einkommens- und Bedarfslageneffekte sei die Geburt eines Kindes im Durchschnitt mit einer Verschlechterung der Wohlstandssituation der betroffenen Haushalte verbunden. Die Geburt eines Kindes verursache allerdings umso höhere geburtsbedingte Einkommens- und Wohlstandseinbußen, je niedriger die Ordnungszahl des Kindes ist. Das heißt, dass das erste Kind die größten negativen wirtschaftlichen Veränderungen verursacht, während sich die geringsten Veränderungen durch das letztgeborene Kind ergeben. Im Hinblick auf die Einkommenssituation, d. h. auf das verfügbare monatliche Haushaltseinkommen der Familien, wird sogar deutlich, dass Einkommenseinbußen (nicht Wohlstandsverluste!) durchschnittlich nur bei Erstgeburten auftreten. Als Grund hierfür wird die in 75% der Fälle vor der Erstgeburt bestehende Erwerbstätigkeit beider Elternteile identifiziert. Davon vor der Geburt weiterer Kinder meist nur noch ein Elternteil (der Vater)

Vollzeit erwerbstätig ist, fallen seltener Einkommensverluste in Folge einer Aufgabe oder Einschränkung der Erwerbsarbeit an, weshalb die durch die Geburt induzierten staatlichen Transferzahlungen ausreichen, um das verfügbare Haushaltseinkommen zu erhöhen. Eine geburtsbedingte Erhöhung des verfügbaren Haushaltseinkommens sei in immerhin 60% der Haushalte bei der Geburt des zweiten und dritten Kindes zu beobachten. Hierfür werden vor allem die sogenannten Economies of Scale verantwortlich gemacht, Spareffekte aufgrund der gemeinsamen Haushaltsführung. Betrachtet man also Einkommens- und Bedarfslageneffekte einer Geburt gemeinsam, kommt man zu dem Ergebnis, dass vor allem die Geburt des ersten Kindes ein überproportional hohes Wohlstandsrisiko bedeutet, während die Geburt weiterer Kinder „nur“ noch mit moderaten bis marginalen Wohlstandsrisiken einhergeht. Familien erleiden also die größten monetären Verluste bei der Familiengründung und nicht bei der Familienerweiterung.

Mit steigender Kinderzahl nimmt das Einkommens- und Wohlstandsrisiko bei Familien ab. Allerdings steigt auch diesen Analysen zufolge die Armutsquote bzw. die geburtsbedingte Verarmungsquote mit der Kinderzahl. Diese hohen Armutsquoten von großen Familien sind jedoch nicht auf die hohen Wohlstandsverluste durch die Geburt des letzten Kindes, sondern auf das niedrigere Wohlstandsniveau der Haushalte vor der Geburt dieses Kindes zurückzuführen und damit auf die vergleichsweise überproportionalen Wohlstandsverluste in Folge der vorausgegangenen Geburt(en). Obwohl also die Wohlstandsdiskrepanzen mit der Kinderzahl sinken, führen die geringeren negativen Wohlstandsveränderungen in Folge der zweiten und weiteren Geburten mit einer höheren Wahrscheinlichkeit zur Unterschreitung der Armutsgrenzen.

Hauptursache im Sinne kumulativer Armutsrisiken ist dieser Argumentation folgend die Geburt des ersten Kindes und nicht die des zweiten oder dritten. Bei steigender Ordnungszahl der Geburt finden zudem immer mehr Familien aus einer vorgeburtlich bestehenden Armutslage heraus, ein nochmaliger Beleg dafür, dass in vielen Haushalten insbesondere bei zweiten und dritten Geburten sogar Einkommenszugewinne durch die Geburt und deshalb häufig keine oder sogar positive Wohlstandsveränderungen auftreten. War nur ein Elternteil oder gar kein Elternteil im Jahr vor der Geburt erwerbstätig, fiel das Haushaltseinkommen im Jahr nach der Geburt höher aus als zuvor. Dabei reichte diese durch staatliche Transferzahlungen induzierte Einkommenssteigerung teilweise sogar aus, um die neu entstandenen Lebensunterhaltskosten des Kindes zu kompensieren, d. h. auch das Äquivalenzeinkommen ist nicht gesunken. Dieser Befund deutet darauf hin, dass die aktuellen Rahmenbedingungen für diejenigen Haushalte günstig sind, in denen traditionelle Arrangements familiärer Arbeitsteilung schon vor der Geburt bestanden haben.

Sind beide Eltern vor der Geburt erwerbstätig, was vor allem unmittelbar vor der Familiengründung der Fall ist, reichen die staatlichen Zahlungen nicht aus, um den negativen Einkommenseffekt der Geburt zu kompensieren. Geburtsbedingte Einkommensverluste und damit massive Wohlstandsverschlechterungen sind daher nur in Haushalten mit zwei vor der Geburt erwerbstätigen Eltern zu beobachten. Während im niedrigsten Einkom-

mensbereich geburtsbedingte Einkommens- und Wohlstandszugewinne beobachtet werden konnten, büßten Haushalte, die der Oberschicht zugehören am meisten, nämlich teilweise mehr als 40% ihres Wohlstandes ein.

Geburtsbedingte Einkommensverluste und Einkommensniveau

Die vorgelegten Analysen machen deutlich, dass sich die geburtsbedingten Wohlstandskonsequenzen mit steigendem vorgeburtlichem Einkommensniveau sukzessive verschlechtern. Insgesamt reichen die staatlichen Zuwendungen vor allem bei der ersten, aber auch bei der zweiten Geburt noch immer nicht aus, um die finanziellen Lasten der Geburt in Form von Einkommens- und Bedarfseffekten zu kompensieren.

Bertram (2006, S. 27f) verweist auf einen weiteren Zusammenhang. In den letzten Jahren hätte es in Deutschland eine intensive und sehr ausdifferenzierte Diskussion zur ökonomischen Lage von Kindern und zu den Folgen ökonomischer Deprivation gegeben (vgl. Butterwegge 2009; Butterwege u.a. 2005; Hurrelmann/Andresen 2007; Klocke u.a. 2005; Zweiter Armutsbericht der Bundesregierung 2005). Das am Kindeswohl orientierte Modell materiellen Wohlbefindens von UNICEF unterscheidet sich dabei von vielen Diskussionen in Deutschland. Häufig werde die ökonomische Benachteiligung von Kindern als Ursache für viele andere Beeinträchtigungen der Lebenschancen von Kindern interpretiert. Daraus folge die Forderung nach weiteren ökonomischen Transferleistungen. Das Modell von UNICEF gehe in seiner Orientierung an Bronfenbrenners sozial-ökologischem Modell davon aus, dass erst durch eine Kumulation von einzelnen Dimensionen im positiven wie negativen Sinne Formen von Benachteiligung entstehen. Diese sozial-ökologischen Ansätze sehen in finanziellen Transfers lediglich einen Aspekt im Policy Mix. Da die sozialökologischen Belastungsprofile von Kindern und Familien in unterschiedlichen Kontexten sehr verschieden seien, müssten auch die politischen Maßnahmen für Kinder und Familien auf diese spezifischen Profile reagieren. Materieller Wohlstand von Familien und Kindern wird im UNICEF-Konzept erfasst durch relative Einkommensarmut und Arbeitslosigkeit des gesamten Haushalts, sowie durch Faktoren, die das Kind selbst unmittelbar betreffen, wie seine Wahrnehmung des Wohlstands der Familie oder der Besitz von Gütern, die für die eigene Bildung von Bedeutung sind. Hier wird deutlich, dass das Kindeswohl immer auch davon abhängt, wie Kinder selbst ihre eigene Situation und ihre persönlichen Chancen einschätzen. Dieser Aspekt wird in der deutschen Debatte selten thematisiert (vgl. Zinnecker 2001). Vielmehr hat sich die deutsche Debatte um das relative Wohlbefinden von Kindern in den letzten Jahren stark auf den schulischen Erfolg und auf die ökonomische Situation von Kindern und Familien konzentriert.

Unterstützungswünsche von Mehrkinderfamilien

Was große Familien selbst wollen, ist deshalb eine weitere Frage: Bei einem Ausbau der Familienförderung präferieren Mehrkinderfamilien eher einen Ausbau der finanziellen Unterstützung als Verbesserungen der Betreuungsinfrastruktur. Bei der Entscheidung zwischen 30 EURO mehr Kindergeld oder besseren Betreuungsmöglichkeiten für Kinder präferieren

48% der Eltern die Erhöhung des Kindergeldes, 35% den Ausbau der Betreuungsinfrastruktur. Je größer die Familie, desto ausgeprägter präferieren Eltern die Verbesserung der finanziellen Unterstützung. Während bei Eltern, die bisher ein Kind haben, bessere Betreuungsmöglichkeiten ähnlich hoch einrangiert werden wie eine Erhöhung des Kindergeldes, ziehen 54% der Eltern, die drei und mehr Kinder haben, eine Erhöhung des Kindergeldes vor, nur 28% eine Verbesserung der Betreuungsinfrastruktur (vgl. Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 5.177 Basis: Bundesrepublik Deutschland; 18- bis 44-jährige Eltern mit Kindern im Haushalt).

2.6.2 Wie Mehrkinderfamilien wohnen

Das Wohnverhältnis ist eine entscheidende Ressource für die familiäre Lebensführung: Wer zur Miete wohnt, ist flexibler, kann aber dazu gezwungen sein, die Wohnung zu wechseln. Wohneigentum steht für mehr Wohnsicherheit, aber auch örtliche Gebundenheit.

Den Daten des DJI-Kinderpanels zufolge leben Mehrkinderfamilien ähnlich häufig in Eigentum (65%⁵) wie Ein- oder Zwei-Kind-Familien – allerdings nur, wenn bei der Berechnung die Alleinerziehenden ausgeschlossen werden. Diese leben nämlich mit ihren Kindern signifikant seltener als Zwei-Eltern-Familien in einem Eigenheim. Stieffamilien leben seltener in eigenen Häusern oder Wohnungen als Kernfamilien. Härpfer (2009, S. 113) findet auf der Basis der EU-SILC-Daten sogar Belege, dass Mehrkinderfamilien in größerem Umfang Wohneigentum besitzen als Paare mit einem oder zwei Kindern (64%: Paare mit einem Kind, 70% mit zwei Kindern, 73% bei Paaren mit drei und mehr Kindern). Eggen/Rupp (2006) vermuten, dass der Erwerb eines Eigenheims bei Mehrkinderfamilien häufig auf der Schwierigkeit beruht, mit so vielen Menschen ein geeignetes Heim zur Miete zu finden.

Mit der Familiengröße reduziert sich im Durchschnitt der Umfang des Wohnraumes. Auch wenn Räume wie Wohnzimmer und Küche von mehreren Personen genutzt werden, wird der eigene Raum für jedes Familienmitglied kleiner. Während Einzelkinder nach Ergebnissen des Bamberger Ehepaarpanels ausnahmslos ein eigenes Zimmer haben, sind es in großen Familien nur 76% der Kinder, bei einem Viertel der Familien teilen sich die Kinder ein Zimmer (vgl. Eggen/Rupp 2006). Vor allem Mütter mit drei und mehr Kindern erleben diese enge Wohnsituation als belastend (vgl. Geller 1997); sie finden es besonders schwierig, angemessene und bezahlbare Wohnungen in geeigneter Größe zu finden. Der soziale Wohnungsbau scheint dabei nicht auf die Bedürfnisse von großen Familien ausgerichtet zu sein (vgl. ebd.).

2.6.3 Wie die Haushaltsausstattung ist

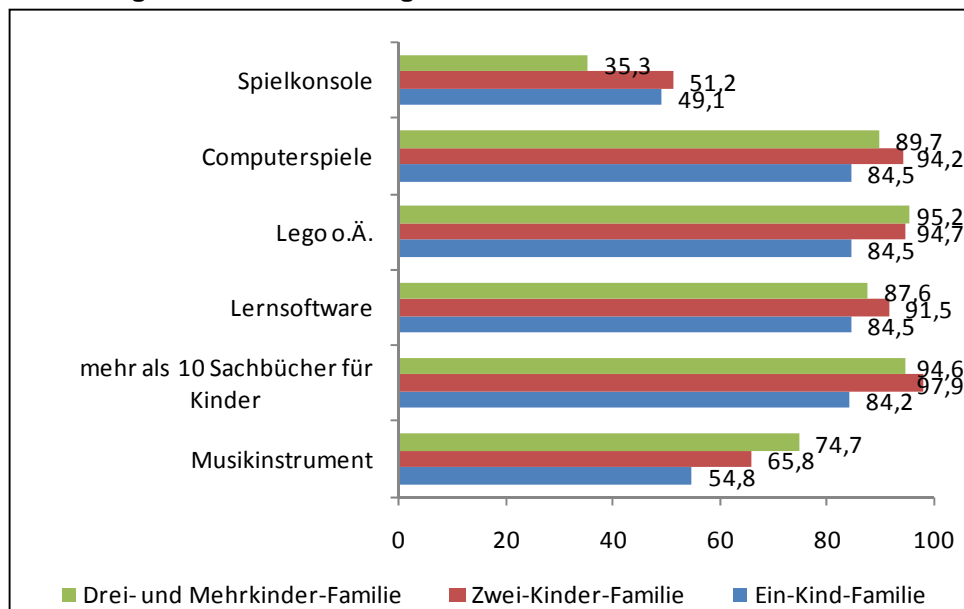
Die Haushalte, in denen die Kinder aufwachsen, verfügen insgesamt nach den Daten des DJI-Kinderpanels über eine recht gute Ausstattung an Medi-

⁵ Gewichtete Daten; nachdem die Alleinerziehenden wiederum häufiger unter den Ein-Kind Familien zu finden sind, entstehen Drittvariableneffekte.

en, technischen Geräten und Spielen: In fast allen Familien gibt es einen Fernseher (98,5%), einen Video- bzw. DVD-Player (96,8%) oder einen Computer (97,8%). Auch Kinderbücher und Sportgeräte wie Fahrräder und Inline-Skater sind in den Familien überwiegend vorhanden. Hierin unterscheiden sich die Familien kaum in Abhängigkeit von ihrer Größe.

In Relation sind die Zweikinder-Familien insgesamt am besten ausgestattet (vgl. Abb. 16): So steht diesen Familien beispielsweise häufiger eine Spielkonsole zur Verfügung (51,2%) als den Mehrkinderfamilien (nur 35,3% dieser Haushalte besitzen eine). Auch über Computerspiele verfügen sie am häufigsten: 94,2% der Zweikinderfamilien haben Computerspiele im Vergleich zu 84,5% der Einzelkinderfamilien und 89,7% der Mehrkinderfamilien. Kindersachbücher sind häufiger in Familien mit zwei oder drei und mehr Kindern zu finden: Während 15,8% der Familien mit einem Kind im Haushalt über weniger als 10 Kindersachbücher verfügen, ist dies nur in 5,1% der Zwei- und in 5,4% der Mehrkinderfamilien der Fall.

Abbildung 16: Die Ausstattung der Familienhaushalte in %



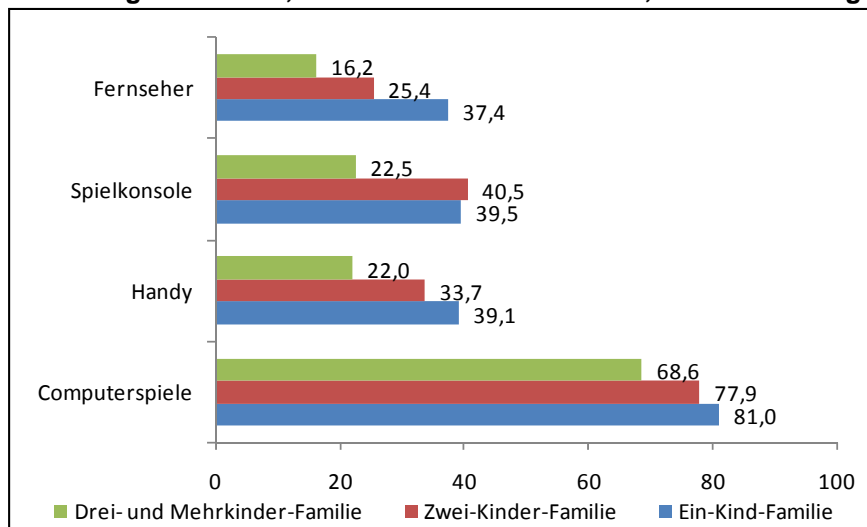
Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=715 Familien (Aussagen der Väter)

Was Musikinstrumente betrifft, sind Mehrkinderfamilien dagegen am besten ausgestattet: 74,7% dieser Familien haben ein Musikinstrument⁶ im Haus, bei den Zwei-Kinder-Familien sind es 65,8% und bei den Einzelkinderfamilien nur 54,8%. Insgesamt sind die Einzelkinderfamilien im Vergleich zu den anderen beiden Familientypen am wenigsten gut ausgestattet. Auf die Kinderzahl umgelegt sind Mehrkinderfamilien am schlechtesten ausgestattet. Die Kinder sind hier sehr viel mehr darauf angewiesen, untereinander zu teilen.

⁶ Ausgenommen bei der Abfrage waren Blockflöten, die nicht als Musikinstrument berücksichtigt wurden.

Nachgefragt, welche Medien und Geräte die Kinder selbst besitzen, zeigen sich ebenfalls Unterschiede zwischen Familien unterschiedlicher Größe: Einzelkinder haben häufiger Geräte oder Spielsachen für sich alleine als Kinder mit Geschwistern. So besitzt insgesamt etwa ein Viertel aller Kinder einen eigenen Fernseher – 37,4% der Einzelkinder, 25,4% der Kinder mit einem Geschwister und nur 16,3% der Kinder mit zwei und mehr Geschwistern. Kinder, die mit Geschwistern aufwachsen, müssen ihr Fernsehprogramm dementsprechend mehr abstimmen und sich einigen. Ähnliche Ergebnisse zeigen sich in Bezug auf den eigenen Video- bzw. DVD-Player, eigene Videos und DVDs, Computerspiele und das eigene Handy.

Abbildung 17: Geräte, die Kinder selbst besitzen, nach Familiengröße in %



Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=715 Familien (Aussagen der Väter)

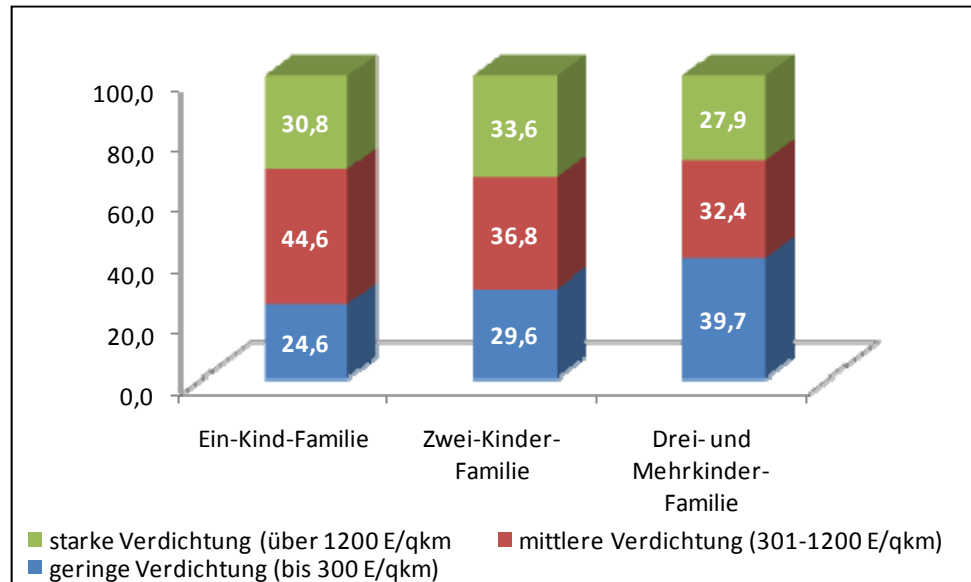
Bei der eigenen Spielkonsole wird der Unterschied noch einmal besonders deutlich: So findet sich in den Haushalten mit drei und mehr Kindern ohnehin schon deutlich seltener ein solches Gerät (siehe oben). Ist eines vorhanden, müssen die Kinder mit zwei und mehr Geschwistern diese auch meistens teilen (77,5% im Vergleich zu 59,5% bei den Zwei-Kinder-Familien und 60,5% bei den Einzelkindern). Interessanterweise gehört die Spielkonsole aber auch in den Einzelkinderfamilien nur in 39,5% der Familien dem Kind selbst – fast zwei Drittel müssen ihre Spielkonsole dementsprechend (vermutlich mit den Eltern) teilen.

2.7 Wo Mehrkinderfamilien leben – Region und Umfeld

Große Familien wohnen in Deutschland ähnlich häufig in Großstädten wie in kleineren Gemeinden. Auf dem Land wie auch in der Stadt hat nahezu jede zehnte Familie drei Kinder, der Anteil der Familien mit vier oder mehr Kindern liegt, unabhängig von der Größe der Wohngemeinde, zwischen 2 und 3% (FaFo Baden-Württemberg 2008). 25% leben in kleineren Gemeinden (unter 10 000 Einwohner) und 30% in Großstädten (über 100 000

Einwohner). Im Westen Deutschlands leben Mehrkinderfamilien häufiger als im Osten: Während im Westen insgesamt 13% der Familien drei oder mehr Kinder haben, sind es im Osten 6% (vgl. ebenda).

Abbildung 18: Verteilung der Familiengrößen nach Verdichtungsgrad der Wohngegend in %



Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.257 Familien mit Kindern beider Alterskohorten

Für den Familienalltag spielt es eine Rolle, ob die Familie in einer Groß- oder Kleinstadt oder auf dem Land lebt. Es ist jedoch nicht pauschal davon auszugehen, dass Kinder auf dem Land mit viel Natur und Platz zum Spielen aufwachsen, denn auch dort können sie beispielsweise in Gegenden mit einer hohen Verkehrsbelastung leben. Dennoch finden Kinder nach Ergebnissen des DJI-Kinderpanels in ländlichen Gebieten eine bessere Wohnraumqualität vor als in stärker verdichteten Regionen (Zerle 2007, S. 247f). Ein Großteil der Mehrkinderfamilien des DJI-Kinderpanels lebt in eher gering verdichteten Wohngegenden – also eher im ländlichen als im städtischen Raum (vgl. Abb. 18).

Hier sind zwei Typen von Mehrkinderfamilien zu unterscheiden: Mehrkinderfamilien mit Migrationshintergrund und ohne. Während Mehrkinderfamilien mit Migrationshintergrund häufiger in städtischen Regionen leben, wohnen Mehrkinderfamilien ohne Migrationshintergrund überwiegend in eher ländlichen Gebieten. Mit dem Anteil der Familien mit Migrationshintergrund steigt in den Städten also auch der Anteil an Mehrkinderfamilien.

2.8 Auf einen Blick

- 85% der Kinder in Mehrkinderfamilien wachsen bei verheirateten Eltern, d.h. in einer traditional-modernen Familienform auf. Dieser Lebensform weisen Eltern mit mehr als zwei Kindern eine deutlich höhere Bedeutung zu als Personen ohne bzw. mit weniger Kindern.

- Die Ressource „schulische und berufliche Ausbildung“ ist bei Eltern mit drei und mehr Kindern deutlich unterschiedlicher verteilt als bei Eltern mit einem oder zwei Kindern: Der Bildungsstand von Eltern in Mehrkinderfamilien ist polarisiert/zerfällt in zwei Gruppen. Der Anteil der Eltern ohne Schulabschluss ist bei Familien mit drei und mehr Kindern einerseits deutlich höher als bei Ein- und Zweikinderfamilien. Gleichzeitig gibt es unter den Familien mit drei Kindern eine über dem Durchschnitt liegende Gruppe mit hohem Bildungsstatus und beruflichem Abschluss. Dies ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass es „die Mehrkinderfamilie“, verstanden als typische Alltags- und Sozialisationsumwelt nicht gibt, sondern Typen von Mehrkinderfamilien zu unterscheiden sind.
- Das Bildungsniveau hat für Männer und Frauen unterschiedliche Folgen für den Zusammenhang von Kinderzahl und Arbeitsmarktchancen
- Während Mütter ihre Erwerbstätigkeit mit zunehmender Kinderzahl reduzieren, sind fast 90% der befragten Väter des DJI-Kinderpanels Vollzeit erwerbstätig.
- Beim zweiten Kind schränken Mütter ihre Erwerbstätigkeit ein, ab dem dritten Kind ist die Hälfte der Mütter nicht mehr erwerbstätig. Je besser die Bildung und Ausbildung der Mütter ist, umso mehr bleiben sie auch mit mehr als zwei Kindern erwerbstätig. Bei fehlender oder geringer schulischer oder beruflicher Bildung sind Mütter mit mehr als zwei Kindern vielfach Hausfrauen. Mütter mit höherer Bildung sind dagegen auch in Mehrkinderfamilien zu großen Anteilen erwerbstätig.
- Je höher das berufliche Bildungsniveau von Frauen mit mehr als zwei Kindern, desto geringer der Anteil Nichterwerbstätiger und desto höher der Anteil sowohl Vollzeit als auch Teilzeit arbeitender Mütter. Mütter mit mehr als zwei Kindern ohne Berufsausbildung haben die größten Anteile an den Nichterwerbstätigen. Im Vergleich zu Frauen mit einem Lehrabschluss ist der Hausfrauenanteil bei ihnen fast 20 Prozentpunkte höher. Bei Müttern mit nur einem Kind hängen die Erwerbsbeteiligung und der Erwerbsumfang ebenfalls stark von der Höhe des beruflichen Bildungsniveaus ab. Frauen ohne Berufsausbildung haben auch bei dieser Kinderzahl den höchsten Hausfrauenanteil und die niedrigsten Anteile Vollzeit und Teilzeit Beschäftigter.
- Generell wirken sich Familiengröße und Geschwisterfolge negativ auf die schulische Leistung und die kognitiven Fähigkeiten der Kinder in Mehrkinderfamilien aus. Im Lebensverlauf schlägt sich der Familienhintergrund stärker auf Bildung und Verdienst im Lebenslauf nieder, wenn wenige Geschwister vorhanden sind oder wenn die Eltern einen hohen Sozialstatus aufweisen. Steigende Geschwisterzahlen erhöhen dagegen die Varianz des Lebenserfolgs. Vor allem in Mehrkinderfamilien mit geringem sozioökonomischem Status bestehen Unterschiede im späteren sozioökonomischen Status der Geschwister. In privilegierten Haushalten findet sich dagegen bei allen Geschwistern ein hoher Zusammenhang zwischen dem sozialen Status des Elternhauses und dem eigenen Sozialstatus. Die Geschlechterkonstellation unter Geschwistern zeigt keinen Einfluss auf den späteren Erfolg.

Die meisten Familien mit mehr als drei Kindern sind wirtschaftlich schlechter gestellt als kleinere Familien. Mit dem dritten Kind steigt das Armutsrisiko.

- Mehrkinderfamilien leben ähnlich häufig bzw. häufiger in Eigentum als Ein- oder Zwei-Kind-Familien. Der Wohnraum, der jedem Familienmitglied zur Verfügung steht, sinkt mit der Familiengröße.
- Die Ausstattung der Haushalte unterscheidet sich kaum nach der Familiengröße. Zweikinderhaushalte sind am besten ausgestattet. Pro Kind ist in Mehrkinderfamilien die Ausstattung am ungünstigsten.
- Während Mehrkinderfamilien mit Migrationshintergrund häufiger in städtischen Regionen leben, wohnen Mehrkinderfamilien ohne Migrationshintergrund überwiegend in eher ländlichen Gebieten.

3 Familienleben: Wie Kinder, Mütter und Väter in Mehrkinderfamilien den Alltag leben und erleben

Wie Mehrkinderfamilien den Alltag leben und erleben, wie oft beispielsweise was mit wem getan wird, und wie die Beziehungsqualität eingeschätzt wird, sagt nicht nur etwas über ihren Alltag aus, sondern auch wie und wie unterschiedlich, mit welchen Routinen und Ritualen Familien Familie leben, gestalten und organisieren, wie Familie im alltäglichen Handeln gemeinschaftlich realisiert wird, wie Anforderungen bewältigt werden, welche Ressourcen zur Verfügung stehen und wann Familien Unterstützung benötigen.

Der Blick auf Familienleben und Familienalltag greift aktuelle Konzepte einer alltagsorientierten Familienforschung auf (vgl. Jurczyk u.a. 2009; Rönka/Korvala 2009). Diese geht davon aus, dass Familien nicht nur durch soziokulturelle und ökonomische Bedingungen geprägt sind, sondern dass Familie von jedem einzelnen Familienmitglied und gemeinschaftlich im alltäglichen Zusammenleben hergestellt wird. Familienalltag konstituiert sich als gesellschaftlich geformter, im Alltag hervorgebrachter und gestalteter Tätigkeits- und Erfahrungszusammenhang im Privatbereich moderner Gesellschaften. Zu ihrem Zustandekommen, ihrem alltäglichen Funktionieren sowie der familialen Kontinuität sind körperliche, mentale und emotionale »Leistungen« notwendig, Alltagspraktiken, mit denen Familie gestaltet (individuelle und gemeinsame Routinen und Rituale) und organisiert (Zeit-, Vereinbarkeits- und Balancemanagement) wird sowie Gemeinsamkeit und Lebensqualität (doing family) hergestellt werden. Die Herstellung von Familie wird zur permanenten Aktivität der einzelnen Familienmitglieder. Diese Aktivitäten erfüllen häufig nicht nur eine Funktion, sondern sind oft multifunktional, nicht immer zielgerichtet und intentional, sondern beiläufig. Die damit verbundenen Organisations- und Abstimmungsleistungen werden immer aufwändiger und anspruchsvoller und erfordern flexible Arrangements von Einzelaktivitäten der Akteure. Hinzu kommt, dass die Anforderungen an die Gestaltung und Herstellung von Familien mit der Familiengröße zunehmen.

Während zum Alltag von Familien insgesamt inzwischen zahlreiche, detaillierte Forschungsergebnisse vorliegen⁷, ist die Forschungslage bezüglich des Familienalltags und -lebens in Mehrkinderfamilien ausgesprochen kärglich. Bei den im Folgenden vorgestellten Befunden zum Alltag von Mehr-

⁷ Zeitbudget- und Repräsentativstudien haben detaillierte Hinweise darauf erbracht, wie das Leben von Familien zeitlich organisiert ist, was Eltern mit ihren Kindern gemeinsam unternehmen und welche Belastungen sie erleben (vgl. 7. Familienbericht BMFSFJ 2006, S. 222, Cornelißen/Blanke 2004; Gille/Marbach 2004; Vorwerk & Co. KG 2008, S. 20). Überwiegend qualitative, oft ethnografische Familien- und Kindheitsstudien zum Alltagsleben und den Aktivitäten und Praktiken der familialen Akteure rekonstruieren, dass und vor allem wie familiäre Aktivitäten wie Haushalts-, Care- und Freizeitaktivitäten, Urlaube und Ausflüge, das Feiern von Geburts- und Festtage und andere mehr das Funktionieren und die Kontinuität familialen Lebens gewährleisten (vgl. Daly 2003; Fiese u.a. 2002, Heitkötter u.a. 2009; Jurczyk u.a. 2009; Rönka/Korvala 2009; Vorwerk & Co. KG 2008; Schier/Jurczyk 2007).

kinderfamilien handelt es sich deshalb überwiegend um Ergebnisse aus DJI-Studien (vgl. DJI Kinderpanel 2005; DJI Methodenstudie 2007).

Die in Kapitel 2 herausgearbeiteten Rahmenbedingungen und spezifischen multidimensionalen Merkmale von Mehrkinderfamilien können aufgrund zu geringer Zellenbesetzungen nicht systematisch berücksichtigt werden. Die Anzahl der Mehrkinderfamilien ist meist zu gering für weitere Differenzierungen. An den Stellen, an denen es möglich war, wurde für die vorliegenden Analysen auf soziostrukturelle Faktoren eingegangen, wie etwa bei der Erwerbstätigkeit der Mütter oder auch bei der Familienform.

3.1 Familiäre Aktivitäten und Routinen

Gemeinsame Aktivitäten sind Gelegenheiten für familiales Zusammensein und beinhalten Aspekte von Familienzusammengehörigkeit, Fürsorge im emotionalen und körperlich-gesundheitlichen Bereich, aber auch kulturelle, soziale und kognitive Lern- und Bildungsprozesse (vgl. Jurczyk/Keddi/Lange/Zerle 2009). Im Folgenden wird überwiegend anhand von Daten aus dem DJI Kinderpanel und der DJI Methodenstudie untersucht, was und mit wem Familienmitglieder in Abhängigkeit von der Familiengröße unternehmen und ob sich daraus typische Aktivitätsmuster ableiten lassen.

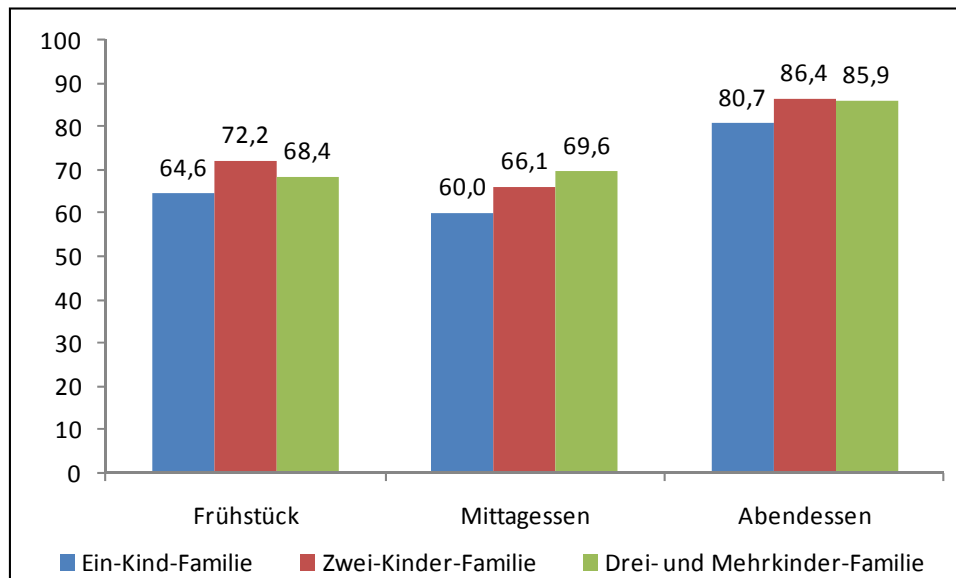
3.1.1 Mahlzeiten

Mahlzeiten sind eine wichtige familiäre Routine, teilweise ein Ritual. Die häufig gehörte These, Menschen nähmen sich in der schnelllebigen mobilen Gesellschaft immer weniger Zeit zum Essen und Familienmahlzeiten würden immer häufiger durch Fast Food bzw. Take Away Food ersetzt, lässt sich weder durch die Ergebnisse von Zeitbudgetstudien noch durch DJI-Daten stützen. Im Gegenteil: Mahlzeiten spielen quantitativ und qualitativ immer noch eine wichtige Rolle für das Familienleben in europäischen wie amerikanischen Familien. Familien in Deutschland nehmen sich heute sogar mehr Zeit fürs Essen als noch 1990 (vgl. Meier-Gräwe/Zander 2005). Mahlzeiten sind häufig eine der wenigen Gelegenheiten, zu denen die gesamte Familie regelmäßig (vgl. Leonhäuser u.a. 2009) für durchschnittlich 20 Minuten (vgl. Fiese/Schwartz 2008) zusammenkommt. Auch für Jugendliche haben Familienmahlzeiten immer noch eine wichtige Funktion (vgl. Bartsch 2008); die Mehrzahl der Jugendlichen nimmt regelmäßig an Familienmahlzeiten teil. Konkret isst knapp die Hälfte aller Befragten, wenigstens einmal am Tag mit Eltern bzw. einem Elternteil, übrigens unabhängig von Schulzweig und Klassenstufe (vgl. ebd.).

Auch für die im DJI-Kinderpanel 2005 befragten Familien haben die gemeinsamen Mahlzeiten einen hohen Stellenwert: Vor allem das gemeinsame Abendessen wird häufig als gemeinsame Familienzeit genutzt – knapp die Hälfte aller befragten Familien isst sogar täglich mit allen zusammen zu Abend. In Bezug auf die Familiengröße zeigen sich kaum Unterschiede: Etwas häufiger als Familien mit einem Kind essen Familien mit zwei, drei- und mehr Kindern zusammen – allerdings zeigen sich diese kleinen Unter-

schiede vor allem beim Frühstück und Mittagessen (vgl. Abb. 19). Primär mag dies damit zusammen hängen, dass Mütter in den Einzelkinderfamilien häufiger erwerbstätig und auch häufiger Vollzeit erwerbstätig sind und sich daher eine gemeinsame Mahlzeit morgens oder mittags schwerer realisieren lässt (vgl. auch Leonhäuser u.a. 2009).

Abbildung 19: Familien, in denen täglich oder mehrmals die Woche gemeinsam gegessen wird in %



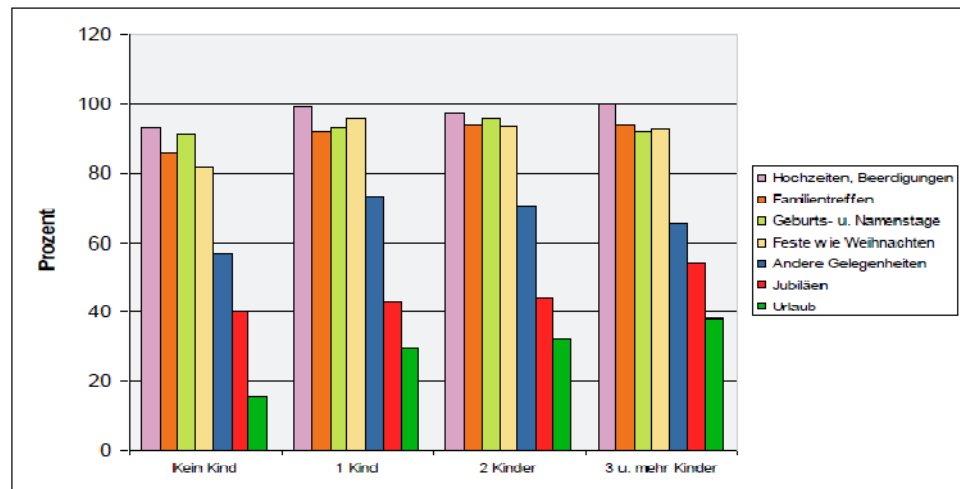
Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.257 mit Kindern beider Alterskohorten

3.1.2 Familientreffen

Entgegen vielfach vertretener Annahmen über eine Abkapselung der Familien gegenüber der erweiterten Verwandtschaft jenseits der Haushaltsgrenze nehmen viele Befragte häufig an Familientreffen teil (vgl. DJI-Methodenstudie 2007). Dazu werden auch geografische Distanzen überbrückt. Dies gilt allerdings nicht für alle Arten von Familientreffen in gleichem Umfang. Insbesondere an Hochzeiten und Beerdigungen, allgemeinen Familientreffen, Geburts- und Namenstagen sowie Festen wie Weihnachten oder Ostern wird häufig teilgenommen.

Niedriger liegt das Niveau bei Treffen zu sonstigen Gelegenheiten, Jubiläen und gemeinsamem Urlaub. Gerade bei Jubiläen und Urlaub tritt der Einfluss der Kinderzahl stärker hervor als bei den Favoriten für Familienzusammenkünfte. In der Tendenz engagieren sich Eltern stärker bei Familienzusammenkünften als Kinderlose und Eltern mit drei und mehr Kindern stärker als Eltern von weniger Kindern. Eltern in Mehrkinderfamilien erweisen sich als besonders stark auf das erweiterte Familiennetz bezogen.

Abbildung 20: Teilnahme an Familienzusammenkünften nach Zahl der Kinder unter 18 im Haushalt in %



Quelle: DJI Surveydaten 2007 – Infratest-Herbsterhebung

3.1.3 Freizeitaktivitäten

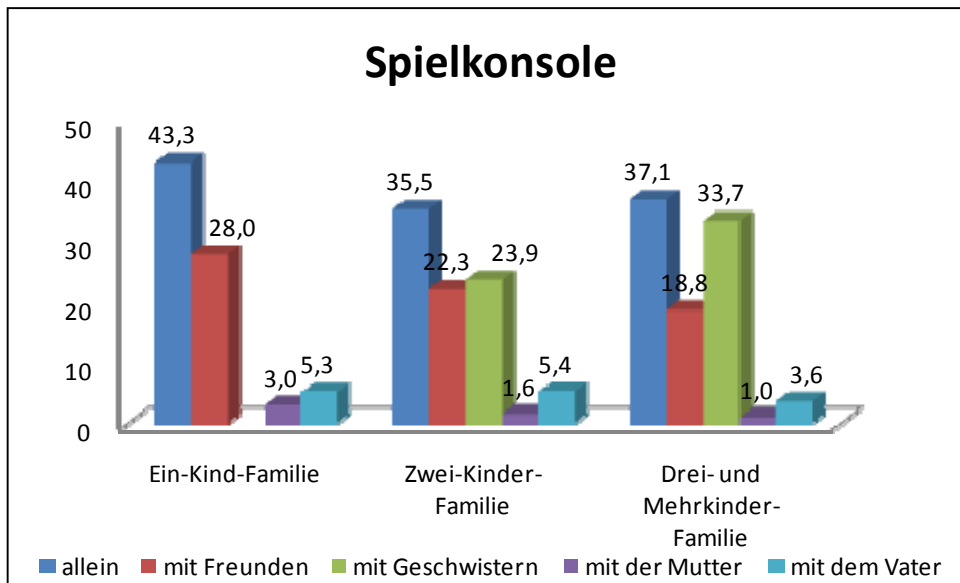
Die Freizeitaktivitäten in Familien sind vielfältig und abwechslungsreich und reichen vom Sporttreiben über die Mediennutzung bis hin zu musischen Aktivitäten (vgl. Zerle 2007, S. 348). Zwischen Kindern aus Einkind-, Zwei- und Mehrkinderfamilien zeigen sich bei den im DJI-Kinderpanel abgefragten Aktivitäten nur wenige Unterschiede: Lediglich das Spielen mit der Spielkonsole scheint etwas seltener zu den Freizeitaktivitäten von Kindern aus Mehrkinderfamilien zu gehören, was nicht verwunderlich ist, da ihnen auch seltener eine Spielkonsole gehört: Nur 59,6% der Kinder aus Mehrkinderfamilien, aber 77,3% der Einzelkinder tun es in ihrer Freizeit⁸. Für die Kinder aus größeren Familien hingegen gehört Musik machen oder ein Instrument zu spielen häufiger zum Freizeitalltag. Während nur 33,9% der Einzelkinder in ihrer Freizeit Musik machen, geben 46,6% der Kinder aus Mehrkinderfamilien dies als ihr Hobby an (vgl. DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.255 Kinder beider Alterskohorten).

Während die Freizeitaktivitäten nach Familiengröße kaum variieren, zeigen sich Unterschiede in Bezug darauf, mit wem die Kinder spielen und ihre Freizeit gestalten. Familienmitglieder und Peers sind generell die wichtigsten Interaktionspartner von Kindern. Während besonders jüngere Kinder viele Aktivitäten gemeinsam mit den Eltern unternehmen, gewinnen Peers im Laufe der Zeit an Bedeutung. Einzelkinder unternehmen Aktivitäten viel häufiger als Kinder aus Zwei- oder Mehrkinderfamilien mit Freunden, alleine oder gemeinsam mit Vater und/oder Mutter (DJI-Kinderpanel). In Mehrkinderfamilien bleiben Vater und Mutter häufiger bei den Aktivitäten der Kinder außen vor – das Spiel konzentriert sich mehr auf die Geschwisterkinder, mit denen beispielsweise zusammen musiziert oder ferngesehen wird.

⁸ DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.258 Kinder beider Alterskohorten

Am Beispiel des Spielens mit der Spielkonsole und beim Fernsehen lässt sich dies verdeutlichen. Gehört das Spielen mit der Spielkonsole – eine Aktivität, die man problemlos alleine ausüben kann – an sich schon häufiger zu den Hobbies von Einzelkindern, so üben sie dies auch häufiger alleine oder mit Freunden aus als Geschwisterkinder. Kinder in Mehrkinderfamilien spielen häufiger gemeinsam als mit Freunden. Vater und Mutter sind bei beiden Gruppen selten Spielpartner.

Abbildung 21: Spielpartner beim Spielen mit der Spielkonsole in %

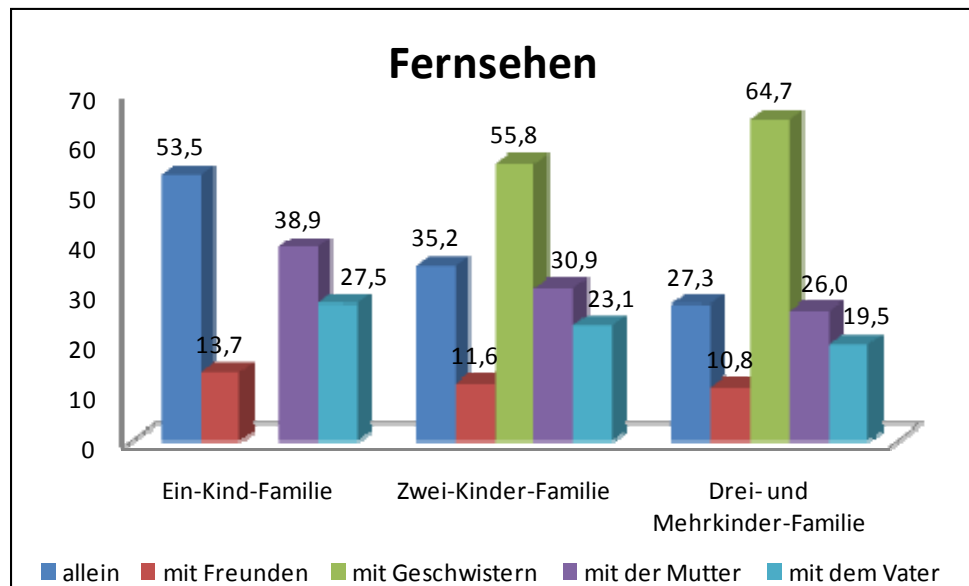


Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=841 Kinder beider Alterskohorten; Die Frage lautete „Wie oft machst Du das...“; die möglichen drei Antwortkategorien waren oft, nicht so oft, nie. Hier ist jeweils nur die Kategorie „oft“ ausgewiesen.

3.1.4 Fernsehen als familiale Aktivität

Beim Fernsehen, einer mittlerweile klassischen Familienaktivität im Alltag auch schon junger Kinder (vgl. Lange 2007), zeigt sich, dass die Kinder aus Zwei- und Mehrkinderfamilien häufig mit anderen, vor allem mit den Geschwistern fernsehen, während Einzelkinder eher alleine oder mit den Eltern fern sehen (vgl. Abb. 22).

Abbildung 22: Mit wem wird ferngesehen in %



Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.216 Kinder beider Alterskohorten. Die Frage lautete „Wie oft machst Du das (in diesem Fall spielen mit der Spielkonsole)...alleine, mit Freunden, mit Geschwistern, mit der Mutter, mit dem Vater“. Die jeweils möglichen Antwortkategorien waren „oft“, „nicht so oft“, „nie“. Hier ist jeweils nur die Kategorie „oft“ ausgewiesen.

Auch die Studie von Hurrelmann u.a. (1996) zum Fernsehen in Familien unterschiedlicher Größe zeigt, dass das Fernsehverhalten der Eltern und Kinder je nach Größe der Familie variiert. Sie geht darüber hinaus auf die Einstellungen der Eltern gegenüber dem Medium sowie die Fernseherziehung ein. Beides ist in kleinen Familien anders als in großen. „Fernsehen (wird) in unterschiedlichem Maße für die Beziehungsgestaltung innerhalb der Familie funktionalisiert, z.B. im Hinblick auf die Herstellung von Nähe oder Distanz zwischen den Familienmitgliedern“ (Hurrelmann u.a. 1996, S. 145). Dies wirkt sich auf das Kontrollerleben und die Erziehungssicherheit der Eltern aus.

In Mehrkinderfamilien sind Eltern deutlich weniger gut über das Fernsehverhalten ihres Kindes informiert als Eltern von ein und zwei Kindern oder alleinerziehende Mütter. Durch die wechselnden sozialen Konstellationen in der Fernsehsituation und die stärkere Differenzierung im Verhalten der einzelnen Geschwister ist der Fernsehkonsum der Kinder für die Eltern schwerer zu kontrollieren. In diesen Familien stehen die Erwachsenen den Kindern als Gesprächspartner über das Fernsehen ferner seltener zur Verfügung. In Familien mit zwei Kindern ist das gemeinsame Fernsehen der Kinder ohne die Eltern zwar ebenfalls charakteristisch. Ihr Fernsehkonsum ist für die Eltern aber besser einschätzbar. Bei ihnen ist die abendliche Zeitbegrenzung rigider als in anderen Familienformen. Bei Einzelkindern engagieren sich die Väter stärker in der Fernseherziehung als das bei den anderen Familienformen der Fall ist. Und auch Gespräche über Fernsehhalte finden sehr häufig statt.

Je nachdem, um welche Familiengröße es sich handelt, ist die Problemwahrnehmung der Eltern eine andere. Die meisten Probleme werden von Eltern, die drei oder mehr Kinder haben, wahrgenommen. Die wenigsten

Probleme sehen hingegen Eltern von Einzelkindern. In größeren Familien stellen Kinder häufiger selbstständig und ohne die Erlaubnis ihrer Eltern das Fernsehgerät ein. Außerdem orientieren sich in großen Familien die Jüngeren an dem Fernsehverhalten ihrer älteren Geschwister. Die Fernsehzeiten von Kindern stellen ein weiteres Problem dar, das je nach Familiengröße unterschiedlich gehandhabt wird. Je länger die Kinder fernsehen, desto häufiger wird das Fernsehverhalten von den Eltern als problematisch wahrgenommen. Vor allem Alleinerziehende und Familien mit mehreren Kindern beklagen sich über Probleme mit den Fernsehzeiten ihrer Kinder. Spätscher, also Kinder, die das Abendprogramm ansehen, kommen öfters bei Einzelkindern und bei Familien mit mehreren Kindern vor als in Familien mit zwei Kindern, welche die Zeitbegrenzung konsequent umsetzen.

Je nach Familiengröße ist auch der Umgang der Väter ein anderer. Häufiger als in anderen Familienformen sehen sich die Väter von Einzelkindern Sendungen dem Kind zuliebe an. Bei diesen Vätern kommt es selten vor, dass sie ihr Kind fernsehen lassen, damit sie selbst mehr Zeit für andere Aktivitäten haben. In Familien mit mehreren Kindern nutzen die Väter den Fernseher öfters als bei kleineren Familien als Babysitter. Auch in Bezug auf Fernsehgespräche lassen sich unterschiedliche Muster identifizieren. Am häufigsten werden die Kinder aus Ein-Eltern-Familien auf Fernsehinhalte angesprochen. Dies gilt für die Kinder aus großen Familien deutlich seltener.

3.1.5 Familiäre Aktivitäten von Jugendlichen

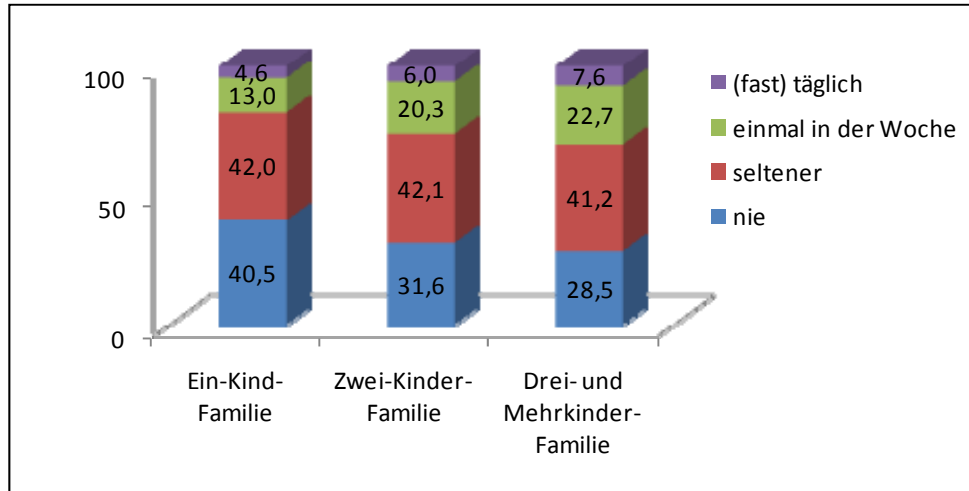
Auch wenn die familialen Aktivitäten von Kindern mit zunehmendem Alter abnehmen, bedeutet dies nicht, dass gemeinsame Aktivitäten in ihrem Alltag keine Rolle mehr spielen. Im Gegenteil, sie sind für die befragten Jugendlichen⁹ weiterhin wichtig. So sitzen 40% der 17-Jährigen (fast) täglich mit den Eltern vor dem Fernseher (52,5% bei den 13-Jährigen), etwa ein Viertel hat im letzten Monat mindestens einmal pro Woche mit den Eltern Sport getrieben (26,1% im Vergleich zu 44,6% bei den 13-Jährigen) und 38,3% waren zumindest einmal im letzten Monat mit den Eltern im Kino (51,5% bei den 13-Jährigen). Insgesamt sieht knapp die Hälfte der Jugendlichen zwischen 13 und 17 Jahren (fast) täglich mit den Eltern fern, es wird gemeinsam Hausarbeit erledigt und die Jugendlichen unternehmen mit den Eltern Ausflüge oder sportliche Aktivitäten.

Bei den jugendlichen Befragten der DJI-Methodenstudie 2007 zeigen sich in Bezug auf gemeinsam mit den Eltern unternommene Aktivitäten ähnlich wie bei den befragten jüngeren Kindern kaum Unterschiede zwischen Einkind-, Zwei- und Mehrkinderfamilien. Ähnlich häufig wird zusammen ferngesehen, Hausarbeit erledigt oder Sport getrieben. Und auch Ausflüge oder Kinobesuche finden ähnlich häufig statt. Häufiger als bei den Jugendlichen ohne Geschwister werden in den Mehrkinderfamilien

⁹ DJI-Methodenstudie (infas-Herbsterhebung) 2007; N=1.394 Jugendlichen zwischen 13 und (einschließlich) 17 Jahren

gemeinsam Karten- oder Brettspiele gespielt (vgl. Abb. 23), zusammen gebastelt¹⁰, Musik gemacht¹¹ oder mit den Eltern rumgetobt¹².

Abbildung 23: Häufigkeit (im letzten Monat) von gemeinsamen Karten- oder Brettspielen mit den Eltern in %



Quelle: DJI-Methodenstudie (Infas-Herbsterhebung) 2007; N=1.394 Jugendliche zwischen 13 und (einschließlich) 17 Jahren

3.1.6 Was Eltern mit den Kindern gemeinsam unternehmen

Bei den Unternehmungen der Mütter mit ihrem Kind zeigt sich ein deutliches Muster (vgl. DJI-Methodenstudie 2007): Mütter mit einem Kind beschäftigen sich vergleichsweise häufiger mit dem Kind als Mütter in Mehrkinderfamilien. Sie geben an, dass sie täglich oder fast täglich mit ihnen Karten oder Brettspiele spielen (Einkindfamilie: 29% vs. Zweikinderfamilie: 19% vs. Mehrkinderfamilie: 14%) oder rumtoben (Einkindfamilie: 64% vs. Zweikinderfamilie: 48% vs. Mehrkinderfamilie: 38%).

Außerdem erzählen die Mütter von Einzelkindern diesen Kindern häufiger eine Geschichte oder lesen ihnen häufiger vor als Mütter in Zwei- bzw. Mehrkinderfamilien (Einkindfamilie: 69% vs. Zweikinderfamilie: 55% vs. Mehrkinderfamilie: 46%). Mütter mit zwei Kindern beschäftigen sich etwas häufiger mit ihren Kindern als Mütter mit drei und mehr Kindern, allerdings etwas seltener als Mütter mit einem Kind. Ein ähnliches Muster zeigt sich bei den sportlichen Aktivitäten der Mütter mit ihren Kindern. Während Mütter in Einkindfamilien häufiger mit ihren Kindern gemeinsam Sport treiben (täglich oder fast täglich 20%; einmal in der Woche 42%), tun dies Mütter in Mehrkinderfamilien vergleichsweise seltener (täglich oder fast täglich 13%; einmal in der Woche 31%). In Zweikinderfamilien geben 15% der Mütter an, dass sie mit ihrem Kind täglich oder fast täglich Sport trei-

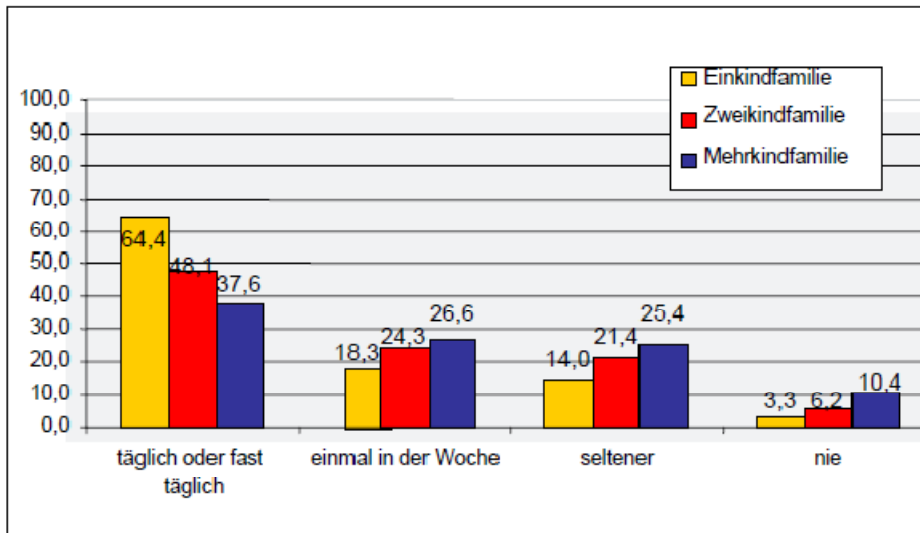
¹⁰ Mindestens einmal im letzten Monat: 43,7% der Einzelkinder, 49,5% der Jugendlichen aus Zwei-Kinder-Familien und 53,7% der Jugendlichen aus Mehrkinderfamilien

¹¹ Mindestens einmal im letzten Monat: 30,9% der Einzelkinder, 34,9% der Jugendlichen aus Zwei-Kinder-Familien und 41,0% der Jugendlichen aus Mehrkinderfamilien

¹² Mindestens einmal im letzten Monat: 51,3% der Einzelkinder, 61,7% der Jugendlichen aus Zwei-Kinder-Familien und 64,0% der Jugendlichen aus Mehrkinderfamilien

ben. 27% der Mütter aus Mehrkinderfamilien geben an, dass sie nie mit ihrem Kind Sport treiben, während dies bei Zweikinderfamilien dies lediglich 17% und bei Einkindfamilien nur 15% sind.

Abbildung 24: Anteil der Mütter, die mit Kind rumtoben in % (Müttersicht)



Quelle: DJI Surveydaten 2007 – Infas-Herbsterhebung (Mütterbefragung); Einkindfamilien (N=359), Zweikinderfamilien (N=1.462), Mehrkinderfamilien (N=1.010), gewichtet

Was unternehmen nun Väter in Mehrkinderfamilien mit ihren Kindern? In die Betreuung der Kinder sind sie unabhängig von der Familiengröße eingebunden: 80% der Väter im DJI-Kinderpanel sind an der Betreuung der Kinder beteiligt. Ergebnissen der DJI-Kinderbetreuungsstudie zufolge können sich 32% der Väter mit Kindern unter drei Jahren während der Woche gar nicht in die Kinderbetreuung einbringen (Alt/Teubner 2006, S. 166). Befunde aus unterschiedlichen Studien zeigen, dass sich das Engagement der Väter vor allem auf die Wochenenden und da auf Spielen, Mediennutzen und Sport konzentriert (vgl. Grunow 2007).

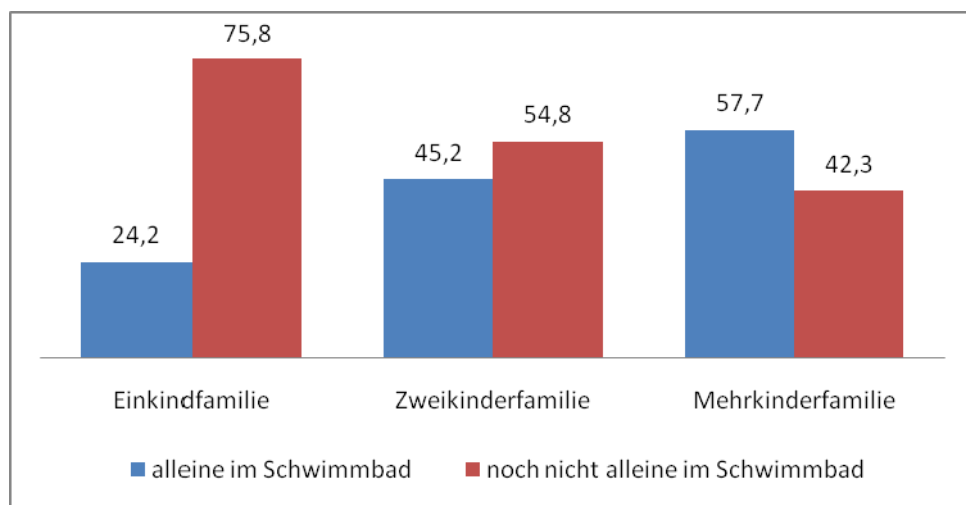
Was Aktivitäten mit den Kindern betrifft, fühlen sich die Väter vor allem für Sport und Spielen mit den Kindern verantwortlich (vgl. Mühling/Rost 2006, S. 60f). Sport und Spielen mit der Spielkonsole gehören zu den Aktivitäten, in der die Väter vor den Müttern die Nase vorne haben (vgl. DJI Kinderpanel 2005). Was das Spielen mit der Spielkonsole betrifft, ist der Vorsprung größer (Väter: 35,9%; Mütter: 22,9%)¹³; für den Sport sind beide Eltern wichtig, aber auch hier liegen die Väter etwas voran (Väter: 51,2; Mütter: 46,2%). Kino, Theater, Museum und andere Ausflüge sind Aktivitäten, für die Vater und Mutter als Freizeitpartner gleichermaßen eine hohe Bedeutung haben.

¹³ Zusammengefasst wurden jeweils die beiden Antwortkategorien „oft“ und „nicht so oft“ zu „mit dem Vater/der Mutter: ja“ und gegen die Kategorie „nie“ zu „mit dem Vater/ der Mutter: nein“.

3.1.7 Außerfamiliale Aktivitäten von Kindern – Indikator für Selbstständigkeit

Auch wenn Kinder ohne Geschwister häufiger für sich alleine spielen, unternehmen sie seltener etwas allein außerhalb der Familie. Kinder aus Mehrkinderfamilien sind dagegen häufiger ohne die Eltern außer Haus unterwegs (vgl. DJI-Methodenstudie 2007): Sie haben häufiger als Einzelkinder schon allein (ohne die Eltern) bei Freunden übernachtet (91% gegenüber 78%), sind häufiger allein ins Schwimmbad gegangen (58% gegenüber 24%), haben häufiger an einer Kinder- und Jugendfreizeit teilgenommen (70% gegenüber 58%) oder sind häufiger allein Bus oder Bahn gefahren (39% gegenüber 17%). Kinder mit mehreren Geschwistern unternehmen mehr alleine oder mit Freunden und ohne die Familie und dürfen mehr alleine unternehmen als Einzelkinder. Eine mittlere Position nehmen Kinder in Zweikinderfamilien ein. Gleichzeitig wissen Mütter mit mehreren Kindern seltener, wo sich die Kinder aufhalten, die Kinder bleiben abends länger weg als sie sollen, sind häufiger mit Freunden unterwegs, die die Mutter nicht kennt, oder sind nach Einbruch der Dunkelheit noch ohne eine erwachsene Person unterwegs.

Abbildung 25: Anteil der Kinder, die schon alleine im Schwimmbad waren, in % (Müttersicht)



Quelle: DJI-Surveydaten 2007 – Infas Herbstbefragung (Mütterbefragung); N (Einkindfamilien) =359; N (Zweikinderfamilie)=1.462; N (Drei- und Mehrkinderfamilie) = 1.010

Werden die Kinder älter, relativiert sich dieser „Vorsprung“ an Eigenständigkeit, den die Kinder mit mehreren Geschwistern haben: Bei den 13- bis 17-Jährigen Jugendlichen, die in der DJI-Methodenstudie befragt wurden, zeigen sich keine Unterschiede mehr nach Anzahl der Kinder im Haushalt – ein Großteil der Jugendlichen hat oben genannte Erfahrungen unabhängig von der Geschwisterzahl bereits gemacht.¹⁴

¹⁴ DJI-Methodenstudie (infas) 2007; N=1.394 Jugendliche von 13 bis einschließlich 17 Jahren

Den Befunden zu früheren eigenständigen Aktivitäten von Kindern in Mehrkinderfamilien ohne die Eltern entspricht, dass Einzelkinder von ihren Eltern in mehr Aktivitäten (finanzielle Unterstützung, Gespräche, Gefühle, Freizeit) eingebunden werden als Kinder mit Geschwistern, übrigens auch „Sandwichkinder“ weniger als Erst- und Letztgeborene (vgl. Marbach 2007; DJI-Familiensurvey 1988-2000).

3.1.8 Mitbestimmung in der Familie

In einer Studie von Fatke/Schneider (2007) wurde das Mitwirkungsverhalten von rund 12.000 Kindern und Jugendlichen untersucht. Eine wichtige Ausgangsthese war, dass Familien das spätere partizipative Handeln von Kindern auch außerhalb dieses Kontextes beeinflussen. Generell gilt, dass Kinder und Jugendliche nach eigener Einschätzung relativ viel daheim mitbestimmen, und sie sind auch mit den Resultaten ihrer Partizipation zufrieden. Eingeschränkt wird dieses positive Bild dadurch, dass die Eltern weniger bereit sind, Aspekte ihrer eigenen Verfügungsgewalt partizipatorisch zu regeln, so z.B. die Höhe des Taschengeldes. Neben dem generellen Befund eines Anstiegs der Partizipation in der Familie mit dem Alter zeigt sich, dass es durchaus Effekte der Mehrkinderkonstellation gibt, wenn auch statistisch nicht stark ausgeprägt, aber immerhin statistisch signifikant: So geht mit wachsender Kinderzahl das Ausmaß der Mitbestimmung in der Familie zurück. Besonders stark sinkt das Mitbestimmungsniveau bei mehr als zwei Geschwistern. Während Einzelkinder bei 14 von 18 Themen überdurchschnittliche Werte aufweisen, zeichnen sich Kinder und Jugendliche mit mehr als zwei Geschwistern bei 16 von 18 Themen durch unterdurchschnittliche Werte aus. Ihre Zufriedenheit differiert jedoch nicht so deutlich wie das Ausmaß der Mitbestimmung. Der persönliche Gewinn hingegen sinkt — wenn auch mit schwachem statistischem Effekt — ebenso wie das Ausmaß der Mitbestimmung mit wachsender Geschwisterzahl kontinuierlich. Dieser Befund lässt sich dadurch erklären, dass der Familienalltag aus Sicht des Einzelkindes — im Vergleich zu Familien mit mehreren Kindern — weitaus mehr Anlässe für Gespräche und Auseinandersetzungen sowie für das Aushandeln von Entscheidungen bietet (vgl. Fatke/Schneider 2007).

3.2 Arbeitsteilungsarrangements

3.2.1 Arbeitsteilung der Eltern nach Kinderzahl

Die Arbeitsteilung im Haushalt differiert kaum nach Familiengröße (vgl. Rost u.a. 2003). In Ein-, Zwei- und Mehrkinderfamilien sind es die Mütter, die die Verantwortung für die Kinderbetreuung und -erziehung tragen. Sie übernehmen das Gros der Hausarbeit:

- Kochen erledigen sie zu 57% allein, zu 34% überwiegend allein;
- Aufräumen erledigen sie zu 49% allein, zu 30% überwiegend allein;
- Waschen erledigen sie zu 82% allein, zu 10% überwiegend allein.

Umgekehrt sind Reparaturen und Fahrzeuge „Männersache“, und das ebenfalls unabhängig von der Kinderzahl (vgl. ebd.).

Am verbreitetsten ist die Mitarbeit von Vätern bei Einzelkindern (bzw. bei Erstgeborenen), während Kinder mit vielen Geschwistern in sehr viel stärkerem Maße ausschließlich von den Müttern versorgt werden (vgl. Nauck 1995). Diese Praxis entspricht der Tendenz nach dem Leitbild in Mehrkinderfamilien: Die Eltern orientieren sich hier stärker als in kleineren Familien am Alleinernährermodell. Wenn der Vater als Einziger erwerbstätig ist, fühlt er sich seltener verpflichtet, sich an der Hausarbeit zu beteiligen.

Gefragt, welche Form der Arbeitsteilung bezüglich der Erwerbsarbeit sie in einer Familie prinzipiell am besten finden, befürworten Eltern mit drei und mehr Kindern dieses Modell auch häufiger als Eltern mit kleineren Familien: 37% der Eltern mit drei und mehr Kindern begrüßen das Alleinernährermodell: „Wenn der Mann berufstätig ist, und die Kinder von der Frau versorgt werden“, während diesem Modell nur 18% der Eltern mit einem Kind und 23% der Eltern mit zwei Kindern zustimmen (forssa Tabellenband 2008, S. 37). Im Vergleich zu Paaren, die weniger Kinder haben, leben Paare in Mehrkinderfamilien häufiger ein traditionelles Familienmodell und befürworten diese Familienform auch häufiger. Leider sind hier die Befunde für die Eltern mit drei und mehr Kindern nicht geschlechtsspezifisch ausgewiesen. Angesichts der Befunde aus der Vorwerk-Studie, dass die Mütter mit drei und mehr Kindern ihren (hohen) Beitrag zur Familienarbeit häufig als sehr belastend beschreiben, wäre zu erwarten, dass ihre Zustimmung zu dem traditionellen Modell geringer ausfällt als bei den Vätern mit drei und mehr Kindern.

Außerdem unterscheiden sich verschieden große Familien bei der geschlechtstypischen Erziehung und Betreuung der Kinder noch in folgenden Aspekten:

- Fahrdienste sind in größeren Familien eher Frauensache, während sich die Eltern von Einzelkindern eher abwechseln;
- Mütter mit drei oder mehr Kindern sind häufiger alleine für die Freunde und Kontakte der Kinder zuständig;
- Väter mit großer Familie besuchen Elternabende etwas häufiger als andere Väter;
- Familien mit nur einem Kind greifen eher auf dritte Personen zurück, vor allem bei der Hausaufgabenbetreuung, der Gestaltung von Kindergeburtstagen, bei Fahrdiensten, der Beaufsichtigung häuslicher Tätigkeiten und der Kontaktpflege. Demgegenüber geben große Familien sehr selten bis nie solche Hilfen an (vgl. Rost u.a. 2003).

Ein weiterer Befund (vgl. DJI-Familiensurvey 2000; Nauck 1995) ist, dass die Aufgabenteilung – insbesondere bezüglich der Kinderbetreuung – mit zunehmender Kinderzahl traditionaler wird. Mütter von mehreren Kindern wenden deutlich mehr Zeit für Haushalt und Kinderbetreuung auf als Mütter von einem oder zwei Kindern. Lediglich bei der „Wahl der Schule für ein Kind“ sind in Mehrkinderfamilien die Väter am stärksten beteiligt (in Ostdeutschland auch bei Gesprächen mit Lehrern) (vgl. Nauck 1995).

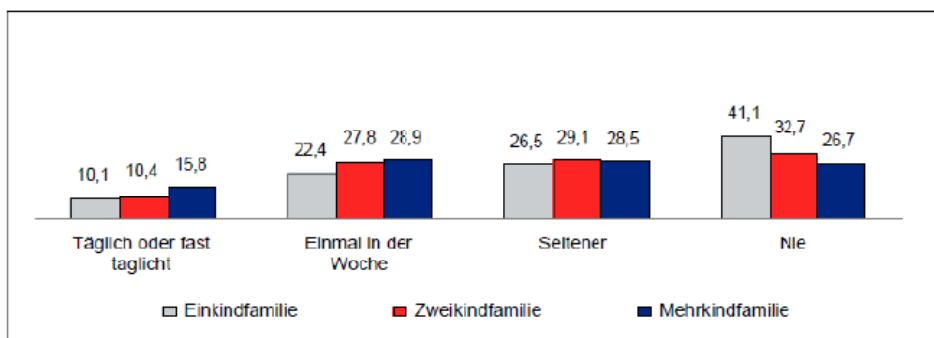
3.2.2 Kinder in Mehrkinderfamilien helfen „daheim“

Auch Kinder beteiligen sich im Haushalt und bei der Betreuung der Ge-

schwister. Hier zeigen sich deutliche Unterschiede. Kinder aus Mehrkinderfamilien helfen häufiger bei der Hausarbeit als Kinder aus Ein- und Zweikinderfamilien – sowohl aus der Perspektive der Kinder als auch der Mütter.

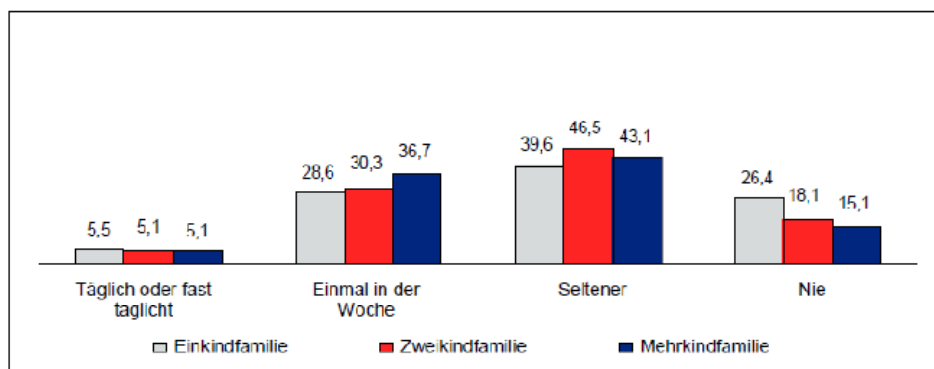
Übereinstimmend zeigt sich aus Mütter- und Kinderperspektive, dass Kinder aus Einkindfamilien der Mutter seltener helfen. Beispielsweise bringt ein größerer Anteil von Kindern aus Einkindfamilien nie den Müll raus (Mütter: 41%, Kinder: 26%). Dieser Anteil ist bei Kindern aus Mehrkinderfamilien deutlich geringer (Mütter: 27%, Kinder: 15%). Dagegen bringen Kinder aus Mehrkinderfamilien den Müll häufiger einmal in der Woche raus. Ähnlich verhält es sich beim Abwaschen, Tisch decken und Einkaufen. Bei allen Haushaltstätigkeiten schätzen die befragten Mütter die Mithilfe der Kinder jeweils geringer ein als diese selbst. Welches Geschlecht die mithelfenden Kinder jeweils haben, ist leider nicht herauszuarbeiten.

Abbildung 26: Anteil der Kinder, die Müll rausbringen in % (Müttersicht)



Einkindfamilien (N=359), Zweikindfamilien (N=1.462), Mehrkindfamilien (N=1.010), gewichtet
Quelle: DJI-Surveydaten 2007 Infas-Herbsterhebung (Mütterbefragung)

Abbildung 27: Anteil, der Kinder, die Müll rausbringen in % (Kindersicht)

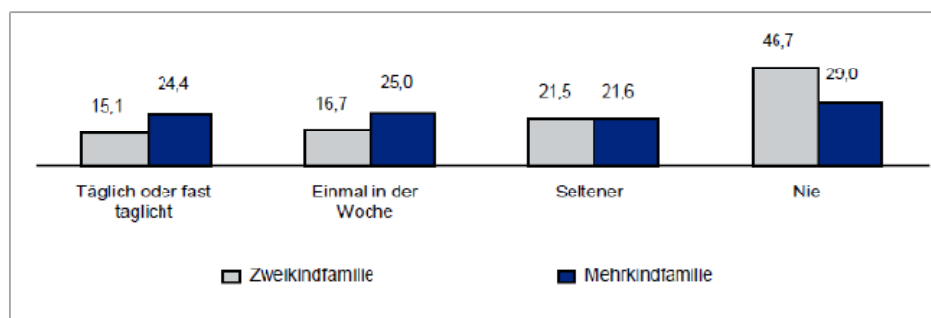


Einkindfamilien (N=91), Zweikindfamilien (N=664), Mehrkindfamilien (N=531)
Quelle: DJI-Surveydaten 2007 Infas-Herbsterhebung (Kinderbefragung 9-12 Jahre)

Sowohl Mütter als auch Kinder aus Mehrkinderfamilien geben häufiger als Mütter und Kinder aus Zweikinderfamilien an, dass die Kinder auf ihre Geschwister aufpassen: Nach Aussage der Mütter betreuen 25% der Kinder aus einer Mehrkinderfamilie einmal in der Woche Geschwister. In Zweikinderfamilien sind es nur 17%. Dagegen betreuen nur 29% der Kinder aus Mehrkinderfamilien nie Geschwister, während 47% der Kinder aus Zwei-

kinderfamilien kein Geschwisterkind betreuen. Im Vergleich zu Kindern aus Zweikinderfamilien geben auch Kinder aus Mehrkinderfamilien öfter an, dass sie einmal die Woche auf ihre Geschwister aufpassen (30%). In Zweikinderfamilien geben dies nur 18% der Kinder an. Nie eine Betreuung übernehmen 41,9% der Kinder aus Zweikinderfamilien und 26,6% der Kinder aus Mehrkinderfamilien. In dieser Einschätzung sind die Aussagen der Kinder mit denen der Mütter fast identisch. Die geringere Betreuungsquote von Kindern mit einem Geschwister ist teils natürlich auch darauf zurückzuführen, dass sie weniger jüngere Geschwister haben als Kinder in Mehrkinderfamilien.

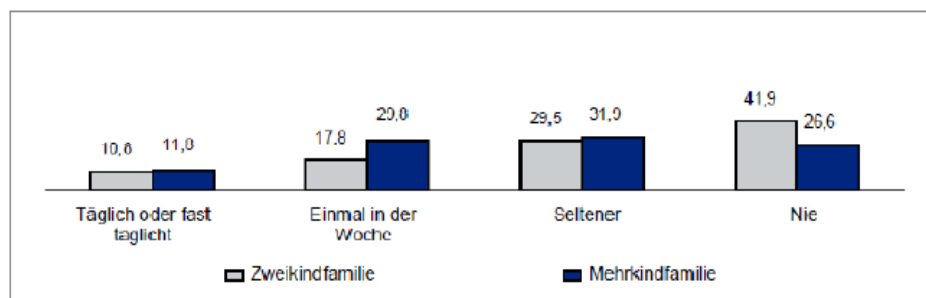
Abbildung 28: Anteil der Kinder, die auf die Geschwister aufpassen in % (Müttersicht)



Zweikindfamilien (N=1.460), Mehrkinderfamilien (N=1.009)

Quelle: DJI-Surveydaten 2007 Infas-Herbsterhebung (Mütterbefragung)

Abbildung 29: Anteil der Kinder, die auf Geschwister aufpassen in % (Kindersicht)



Zweikindfamilien (N=647), Mehrkinderfamilien (N=527)

Quelle: DJI-Surveydaten 2007 Infas-Herbsterhebung (Kinderbefragung 9-12 Jahre)

Dass Kinder mehr bei der Hausarbeit helfen und häufiger auf die Geschwister aufpassen gilt für Jugendliche in Mehrkinderfamilien in besonderer Weise: Während von den 13- bis 17-Jährigen aus Zwei-Kinder-Familie 36,6% regelmäßig¹⁵ auf Geschwister aufpassen, berichten 64,7% der Jugendlichen aus Drei- und Mehrkinderfamilien von dieser Aufgabe.

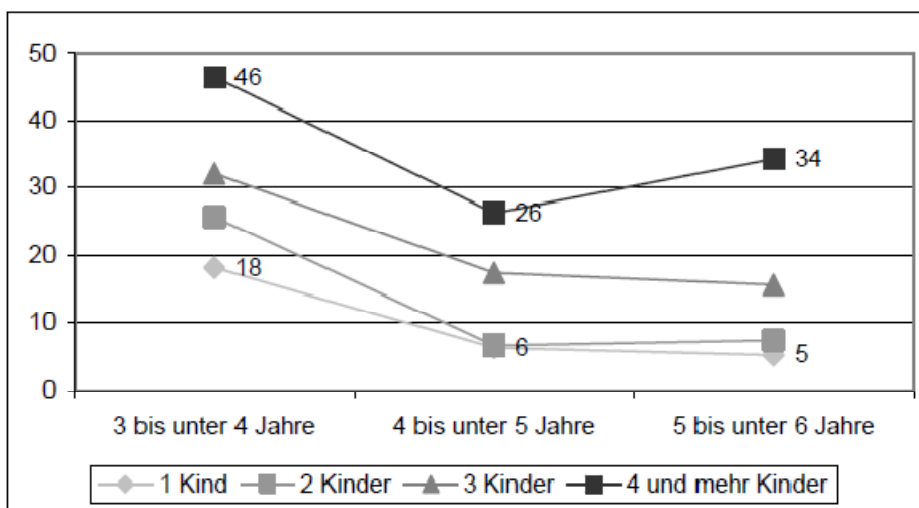
¹⁵ Regelmäßig meint hier täglich oder fast täglich oder zumindest einmal die Woche.

3.3 Wer betreut Kinder aus Mehrkinderfamilien?

Die Geschwisterzahl erweist sich als hoch relevante Einflussgröße bei der Frage, ab welchem Alter und ob Kinder vor der Schule eine Kindertageseinrichtung besuchen. Einzelkinder (bzw. Erstgeborene) sind mit sehr viel größerer Wahrscheinlichkeit in einer Krippe und werden häufiger durch Großeltern oder Verwandte betreut als Kinder mit Geschwistern (vgl. Nauck 1995; DJI-Methodenstudie; DJI-Kinderbetreuungsstudie). Geller (1997) verweist auf einen wichtigen weiteren Zusammenhang: Je größer eine Familie ist, umso schwieriger werde es, Personen zu finden, die bei der Betreuung einspringen.

Hinsichtlich der Betreuung der Kinder sind die Ergebnisse aller Studien eindeutig. Je mehr Geschwister ein Kind hat, desto wahrscheinlicher ist es, dass seine Betreuung im Vorschulalter ausschließlich in der Familie, d.h. durch die Mutter und die Geschwister stattfindet. 3- bis 6-Jährige mit vielen Geschwistern werden häufiger zu Hause betreut als andere Kinder (vgl. DJI-Kinderbetreuungsstudie): Je mehr Kinder in der Familie zu betreuen sind, desto eher verzichten Eltern zudem darauf, ihre Kinder institutionell betreuen zu lassen. Dieser Zusammenhang ist statistisch signifikant und verstärkt sich mit zunehmendem Alter des Kindes. Während von den Einzelkindern im Alter zwischen 3 und 4 Jahren nur jedes fünfte Kind nicht oder noch nicht in eine Kindertageseinrichtung geht, trifft dies auf annähernd jedes zweite Kind mit drei und mehr Geschwistern zu. Eltern, die keine Kindertageseinrichtung nutzen, nennen als häufigsten Grund, dass sie möchten, dass ihr Kind möglichst viel Zeit mit seinen Geschwistern verbringt (vgl. DJI Methodenstudie 2007).

Abbildung 30: Anteil der 3- bis 6-Jährigen in Deutschland, die keine Kindertageseinrichtung besuchen, nach Altersstufen und Zahl der im Haushalt zu betreuenden Kinder in %



Kinder 3 bis unter 4 Jahre: N = 906, p < .001, CC = .15

Kinder 4 bis unter 5 Jahre: N = 995, p < .001, CC = .18

Kinder 5 bis 6 Jahre: N = 973, p < .001, CC = .21

Quelle: DJI-Kinderbetreuungsstudie 2005

Familien mit mehreren Kindern sind gleichzeitig überdurchschnittlich zufrieden mit der öffentlichen Kinderbetreuung: Ausstattung, Anzahl der Krippenplätze und Kindergartenplätzen, Öffnungszeiten, Kosten. Die insgesamt gesehen überproportional gute Benotung der Kinderbetreuungsmöglichkeiten steht sehr wahrscheinlich in Zusammenhang damit, dass die Mütter aus großen Familien weniger engagiert im Beruf sind und häufiger längere Berufspausen einplanen. Angesichts traditionaler Familienmodelle ist ihr Bedarf wohl geringer und wird durch die klassischen Angebote institutioneller Kinderbetreuung eher abgedeckt (vgl. Eggen/Rupp 2006).

3.4 Welche schulischen und außerschulischen Bildungsangebote nutzen Mehrkinderfamilien?

Es stellt sich die Frage, ob Mehrkinderfamilien ebenso wie die institutionelle Betreuung von Vorschulkindern auch weniger schulische und außerschulische Bildungsangebote nutzen als Familien mit einem Kind. Die Nutzung schulischer und außerschulischer Bildungsangebote ist in Abhängigkeit von der Kinderzahl tatsächlich unterschiedlich. Tendenziell nehmen Familien mit drei und mehr Kindern schulische Angebote, wie z.B. Mittagessen und Hausaufgabenhilfe und -betreuung etwas seltener in Anspruch als Familie mit einem Kind. Dagegen nehmen Kinder aus Mehrkinderfamilien etwas häufiger an einigen außerschulischen Angeboten teil als Kinder aus Einkindfamilien. Einzelkinder nehmen häufiger am Schulmittagessen teil als Kinder aus Zwei- und Mehrkinderfamilien (vgl. DJI-Methodenstudie 2007). Dies gilt unabhängig von der Erwerbstätigkeit der Mutter. Kinder, deren Mütter Vollzeit beschäftigt sind, nehmen darüber hinaus häufiger am Mittagessen in der Schule teil (täglich – Einkindfamilien: 51%; Zweikinderfamilien: 39%, Mehrkinderfamilien: 31%) als Kinder, deren Mütter nicht erwerbstätig sind (täglich – Einkindfamilien: 22%; Zweikinderfamilien: 12%, Mehrkinderfamilien: 14%). Gleiches gilt für Kinder, deren Mütter Teilzeit beschäftigt sind (täglich – Einkindfamilien: 26%; Zweikinderfamilien: 17%, Mehrkinderfamilien: 15%). Allerdings sind die Unterschiede nicht sehr ausgeprägt.

Einzelkinder nutzen ferner häufiger die Hausaufgabenhilfe bzw. -betreuung in der Schule als Kinder aus Zwei- und Mehrkinderfamilien. Bei schulischen Angeboten wie Fördergruppe, Förderunterricht und AGs zeigen sich allerdings keine Unterschiede nach Familiengröße. Einzelkinder nutzen jedoch vergleichsweise häufiger die Hausaufgabenhilfe oder -betreuung (täglich 20% vs. 10% bei Zweikinderfamilien und 9% bei Mehrkinderfamilien). Dies könnte möglicherweise mit einem höheren Anteil dieser Kinder an der Ganztagschulbetreuung im Zusammenhang stehen.

Kinder aus Mehrkinderfamilien nutzen Angebote von Jugendverbänden sowie Kinder- und Jugendtreffs etwas häufiger als Kinder aus Einkindfamilien: Kinder aus Einkind-, Zwei- und Mehrkinderfamilien besuchen etwa gleich häufig Sportvereine. Auch hinsichtlich des Besuchs anderer Vereine zeigen sich keine großen Unterschiede in Abhängigkeit von der Kinderzahl. Nur Mütter von Kindern aus Mehrkinderfamilien geben etwas häufiger an, dass ihr Kind an den Aktivitäten eines Jugendverbands teil-

nimmt (Einkindfamilien 14%, Zweikinderfamilien 15%, Mehrkinderfamilien 19%) bzw. einen Kinder- und Jugendtreff besucht (Einkindfamilien 11%, Zweikinderfamilien 14%, Mehrkinderfamilien 18%).

3.5 Belastungen durch Zeit- und Vereinbarkeitsmanagement

Das Lebensgefühl von Eltern und Kindern in Mehrkinderfamilien unterscheidet sich in einigen Punkten deutlich von demjenigen in kleineren Familien. Befunde aus verschiedenen Untersuchungen sind allerdings, was diese subjektiven Einschätzungen betrifft, nicht ganz konsistent. Besonders bedauerlich ist, dass für die Eltern in Mehrkinderfamilien oft keine geschlechterdifferenzierenden Befunde ausgewiesen werden.

In der Summe wird das Leben mit Kindern in Mehrkinderfamilien als sehr positiv bewertet: Bei 35% überwiegen eher die glücklichen Momente und bei 52% überwiegen die glücklichen Momente vollkommen. Demnach sehen nur rd. 12% der großen Familien in erster Linie Belastungen durch die Familie (vgl. Rost u.a. 2003).

Während sich die Eltern von Mehrkinderfamilien wie die Eltern in kleineren Familien über die hohen Lebenshaltungskosten für Familien in Deutschland und die mangelnde staatliche Unterstützung beklagen, fühlen sich die Eltern großer Familien von mangelnden und wenig flexiblen Kinderbetreuungsangeboten weniger betroffen als die anderen Eltern (vgl. forsa Tabellenband 2008, S. 91). Die Gründe sind offensichtlich: Sie versuchen seltener, zu zweit Familie und Beruf zu vereinbaren und sind deshalb weniger auf ein ausgebautes Kinderbetreuungsangebot angewiesen (Bertram 2008, S. 30).

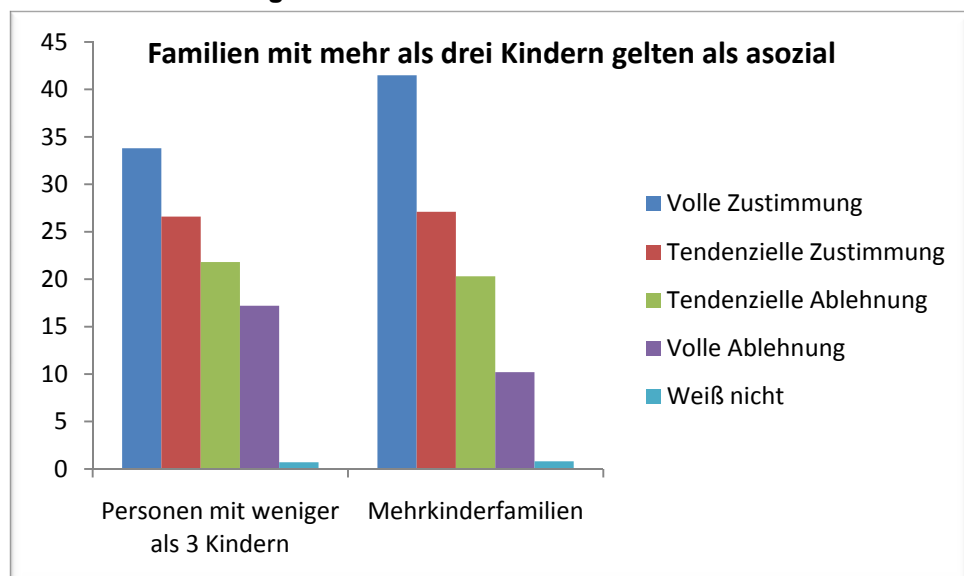
Deutlich wird, dass Eltern in Abhängigkeit von der Kinderzahl unterschiedlich starke Belastungen erleben (vgl. Rost u.a. 2003): Dass Eltern durch drei Kinder in erheblichem Maße in Anspruch genommen werden, sagen 84% der Personen mit mehr als zwei Kindern, darunter sind 34%, die eine sehr starke Belastung wahrnehmen (vgl. ebd.). Große Familien sehen kaum Restriktionen durch das erste Kind. Einzelkinder werden von ihnen nur zu 8% als deutliche oder erhebliche Belastung angesehen. Als größer wird die Beanspruchung schon eingeschätzt, wenn ein zweites Kind da ist. Hier sind 29% der Meinung, dass ab dem zweiten Kind eine Belastung in nennenswertem Umfang gegeben ist. Der Umschwung setzt eindeutig beim dritten Kind ein. Nun beurteilen die Eltern von Mehrkinderfamilien die Konsequenzen als spürbar. Damit wird klar, dass für große Familien erst ab dem dritten Kind relevante Beeinträchtigungen einsetzen. Von Eltern mit kleineren Familien wird die Belastung schon mit geringerer Kinderzahl als erheblich stärker eingeschätzt. Aber auch hinsichtlich der Belastung mit mehr als drei Kindern, also ab vier Kindern, sind die Einschätzungen in großen Familien zurückhaltender. Sie sehen hier nicht im selben Maße Zusatzbelastungen gegeben.

Die aktuelle Eltern-Studie macht deutlich, dass sich Eltern mit drei und mehr Kindern generell, also nicht nach Geschlecht differenziert – *nicht* häufiger erschöpft fühlen als die Eltern mit ein oder zwei Kindern. Geschlech-

terdifferenzierte Daten, die einen Vergleich zwischen Vätern und Müttern mit mehr als zwei Kindern erlauben würden, sind der Eltern-Studie leider nicht zu entnehmen. Eltern aus großen Familien geben in der Eltern-Studie deutlich häufiger (35%) als Eltern mit einem Kind (26%) an, zu wenig Zeit für sich zu haben (vgl. forsa Tabellenband, S. 4). Hinzu kommt bei Eltern in Mehrkinderfamilien das Gefühl, dass große Familien in Deutschland benachteiligt werden (vgl. Abb. 31). Neben erheblicher zeitlicher Beanspruchung und neben dem Gefühl, gegenüber anderen Lebensformen benachteiligt zu sein, fühlen sich die Eltern von Mehrkinderfamilien auch von einem schlechten Image von Familien mit mehr als zwei Kindern betroffen. Häufiger als Personen mit geringerer Kinderzahl stimmen sie der Aussage zu: „Familien mit mehr als drei Kindern gelten als asozial“ (vgl. Abb. 31). Ob schon Drei-Kinder-Familien oder wirklich erst – wie erfragt – die noch größeren Familien von diesem negativen Image betroffen sind, kann hier nicht geklärt werden. Bei der Interpretation bleibt zu berücksichtigen, dass in der Studie nicht nach der persönlichen Meinung der Befragten, sondern nach der Einschätzung gefragt wurde, ob das genannte Stereotyp Geltung besitzt.

Die folgende Gegenüberstellung zeigt, dass der Aussage „Familien mit mehr als drei Kinder sind asozial“ von Personen mit weniger als drei Kindern „nur“ in knapp 35% der Fälle voll zugestimmt wird, dass die Eltern in Mehrkinderfamilien dieses Image allerdings häufiger für verbreitet halten. Als potentiell diskriminierte Gruppe haben sie häufiger als die Personen mit weniger Kindern den Eindruck, dieses negative Image habe in der bundesdeutschen Gesellschaft Geltung.

Abbildung 31: Zustimmung zur Aussage „Familien mit mehr als drei Kindern gelten als asozial“ in %



Quelle: DJI-Methodenstudie (Infratest) 2007, N=1.036 (N=918 mit weniger als 2 Kindern oder ohne Kinder; N=118 mit drei und mehr Kindern)

Insgesamt ist die Datenlage zum Image von Mehrkinderfamilien unzureichend. So bleibt offen, ob die Leistungen von Eltern in Mehrkinderfamilien in der bundesdeutschen Gesellschaft Anerkennung finden.

Finanziell fühlen sich die Eltern in großen Familien besonders herausgefordert: Dem Statement „Wer Kinder hat, zahlt drauf“ stimmen 70% der Eltern *eines* Kindes zu, aber 87% der Eltern aus Mehrkinderfamilien. Wahrscheinlich weil die finanziellen Belastungen von Mehrkinderfamilien objektiv höher sind, aber auch weil es in Mehrkinderfamilien häufiger nur einen Ernährer gibt (Bertram 2008, S. 30), stimmen die Eltern mit drei und mehr Kindern häufiger (zu 60%) als Paare mit nur einem Kind (49%) dem folgenden Statement zu: „Als Alleinverdiener in einer Familie hat man besonderen Stress, weil alles Finanzielle von ihm bzw. ihr abhängt“ (forsa-Tabellenband 2008, S. 61).

Über den eigenen finanziellen Rückhalt und das Wohlergehen ihrer Kinder machen sich die Eltern von drei und mehr Kindern deutlich mehr Sorgen als die Eltern mit nur einem oder mit zwei Kindern (vgl. Tabelle 4).

Tabelle 4: Lebensgefühl von Eltern nach Zahl ihrer Kinder in %

	1 Kind	2 Kinder	≥ 3 Kinder
... habe das Gefühl, dass es sowohl meinen Kindern als auch mir im Großen und Ganzen gut gehen wird	66	60	49
... habe Angst davor, dass ich zu wenig Geld zurück gelegt habe, weil ich es statt dessen für die Erziehung und Bildung meiner Kinder ausgeben musste	41	49	58
... habe manchmal Angst, dass meine Kinder ihren Weg nicht finden und sie unglücklich werden	44	43	51
... bin zuversichtlich, dass die Politik viel zum Wohle von Kindern und Familien tun wird	37	28	28

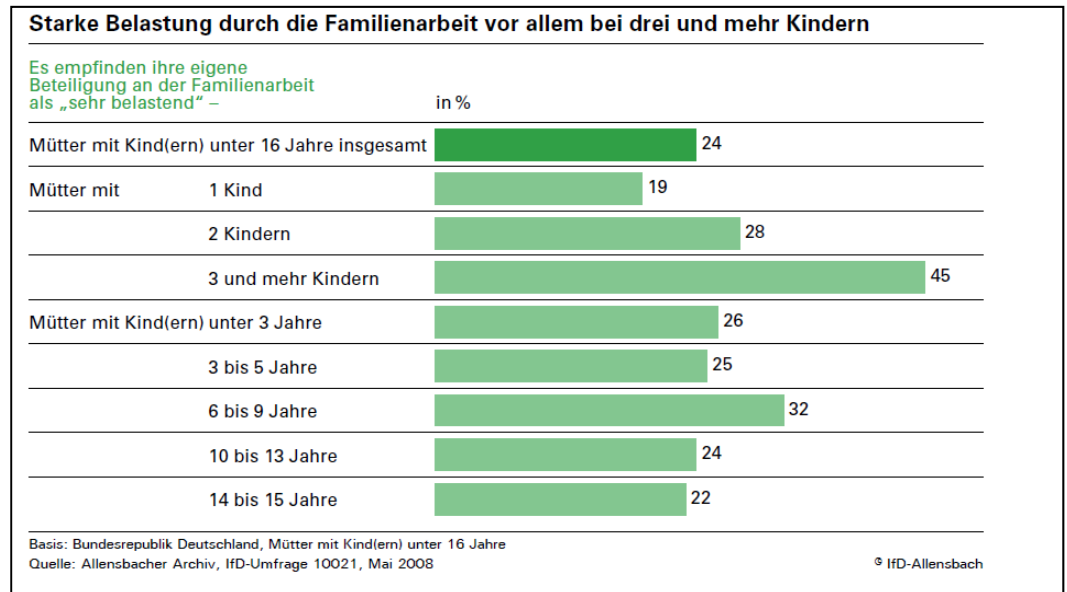
Quelle: forsa Tabellenband 2008, S. 94, eigene Zusammenstellung

Diese Befunde machen deutlich, dass Eltern, die drei und mehr Kinder haben, sowohl die eigene Zukunft als auch die ihrer Kinder mit größerer Sorge betrachten als die Eltern mit nur einem oder zwei Kindern.

Vereinbarkeit aus der Sicht von Müttern

Die Vorwerk-Studie 2008 zeigt, dass Mütter mit drei und mehr Kindern ihre Beteiligung an der Familienarbeit deutlich häufiger als Mütter mit einem oder mit zwei Kindern als „sehr belastend“ erleben. Eine Allensbacher Studie ergab ebenfalls eine starke Belastung durch die Familienarbeit bei Müttern mit mehr als zwei Kindern, vor allem im Vergleich zu kleineren Familien.

Abbildung 32: Starke Belastung durch die Familienarbeit vor allem bei drei und mehr Kindern in %



Reis (1998) benennt ein ganzes Bündel von Belastungen für Mütter mit mehr als zwei Kindern: beengte Wohnsituation, schlechtere Partnerschaftsqualität, fehlende Ressourcen, gestörte Kinder, knappe Finanzen, geringe Qualifikation, anstrengende Tätigkeit und Kommunikationsschwierigkeiten. Zudem sei die Gesundheit von Mehrkindermüttern deutlich belastet.

Geller (1997) weist in einer qualitativen Studie darauf hin, dass Mütter aus großen Familien eine hohe Bereitschaft zeigen, ihr Leben durch Kinder umstellen zu lassen und ihr Leben flexibel zu organisieren. Sie akzeptieren im Sinn einer Kontingenzbewältigungsstrategie die planbaren Grenzen der Machbarkeit. Mit jedem weiteren Kind werde der Arbeitsaufwand größer und die Zeit knapper. Organisation und Planung werden damit immer wichtiger (vgl. Geller 1997). Mütter lösen dies durch Rhythmisierung ihrer Tätigkeiten. Mit zunehmender Kinderzahl werde es aber auch immer schwieriger, Zeit für die Partnerbeziehung und eigene Interessen zu finden. Eltern mit mehreren Kindern verbringen seltener Abende außer Haus als Eltern mit einem oder zwei Kindern und gehen wesentlich seltener ohne den Partner aus. Die Unterschiede sind vor allem im Vergleich zu Zwei-Kind-Familien markant. Partner, die mehrere Kinder haben, richten ihren Alltag stärker auf die Bedürfnisse der gesamten Familie aus (vgl. Rost u.a. 2003).

Auch der Gesundheitszustand wird tendenziell mit zunehmender Kinderzahl negativer eingeschätzt (vgl. Eggen 2006). Die Mütter mit großen Familien bezeichnen ihn seltener als „sehr gut“, dafür häufiger als nur „zufrieden stellend“. Obgleich kein gravierender Unterschied besteht, bestätigt sich doch eine Tendenz, die auch bei anderen viel beanspruchten Müttern, den Alleinerziehenden, zu verzeichnen ist (vgl. Schneider u.a. 2001): Hohe zeitliche Belastung durch Familie und gegebenenfalls Beruf engen die Möglichkeiten der Mütter ein, für sich selbst zu sorgen. Im DJI-Familienurvey 2000 bezeichnen 38% der Kinderlosen ihren gegenwärtigen Gesundheitsstatus als „sehr gut“ absinkend auf 8% bei Personen mit fünf

und mehr Kindern, bei Sozialhilfehaushalten sind es 27% der Kinderlosen und 6% der „Vier und mehr“ – Kinderfamilien. Diese Zahlen lassen sich nicht allein durch das höhere Durchschnittsalter der Befragten bei Mehrkinderfamilien erklären.

Tabelle 5: Der gegenwärtige Gesundheitszustand in %

	Keine Kinder	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4 Kinder	5 und mehr
Normalfamilie	38	21	16	16	16	8
Sozialhilfefamilien	27	25	15	10	6	-

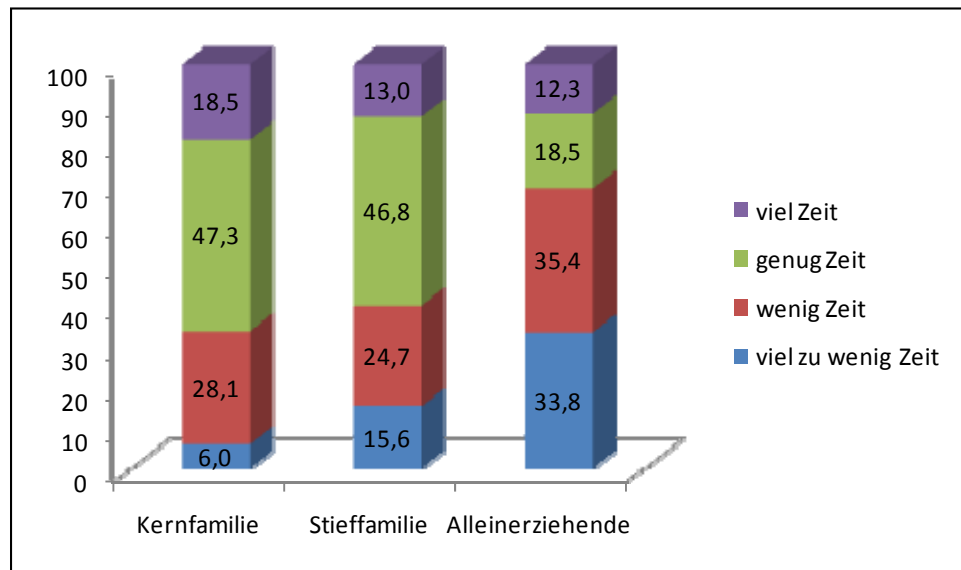
Quelle: DJI Familiensurvey 2000 Angaben über alle Kinder, Alter der Eltern 18-75

Vereinbarkeit aus der Sicht von Kindern

Erst in den letzten Jahren wird der Familienalltag aus der Perspektive von Kindern untersucht (vgl. Hurrelmann/Andresen 2007; Galinsky 1999; Klenner u.a. 2002, Lange 2006; Polatnik 2002; Roppelt 2003; Wehr 2008). Kinder wünschen sich eine verlässliche und vorhersehbare Chance, mit ihren Eltern interagieren zu können. Überdies melden sie Ansprüche an die Begleitung in besonderen Situationen an. Wenn sie nach quantitativen Aspekten gefragt werden, dann wünschen sie sich vor allem mehr Zeit mit ihren Vätern (vgl. Klenner u. a. 2002). Übrigens sind es nicht in erster Linie die Kinder mit zwei erwerbstätigen Eltern, die mit der elterlichen Zuwendung unzufrieden sind, sondern vorrangig Kinder von arbeitslosen und nicht erwerbstätigen Eltern sowie von erwerbstätigen Alleinerziehenden (vgl. Schneekloth/Leven 2007:93). Geregelter Erwerbsbeteiligung der Eltern kann die häuslichen Verhältnisse stabilisieren, eine Qualitätssteigerung des Anregungsgehaltes der familialen Umwelt bedingen und dazu beitragen, die gemeinsam verbrachte Zeit intensiver zu nutzen (vgl. Meier-Gräwe/Zander 2005, S. 97f). Auch Studien zu so genannten Schlüsselkindern ergaben keine negativen Auswirkungen (Nave-Herz 2003, S. 208ff.). Betrachtet man die Zeitverwendung in Familien, zeigt sich, dass der überwiegende Anteil der Kinder ebenfalls mit der gemeinsam mit den Eltern verbrachten Zeit zufrieden ist (vgl. DJI-Kinderpanel 2005). Besonders die Zeit mit der Mutter wird von den Kindern positiv bewertet: Fast 90% der befragten Kinder empfinden es als „viel Zeit“ oder zumindest „genügend Zeit“, die sie mit ihrer Mutter verbringen. Zwischen den Kindern aus Ein-, Zwei- oder Drei- und Mehrkinderfamilien zeigen sich dabei keinerlei Unterschiede.

Was die Väter betrifft, ist die Einschätzung der Kinder kritischer: 37,1% der Kinder empfinden die mit dem Vater gemeinsam verbrachte Zeit als „wenig Zeit“ oder gar als „viel zu wenig Zeit“. In Bezug auf die Familiengröße zeigt sich – wiederum unter Berücksichtigung der Familienform – kein Unterschied. Kinder von Alleinerziehenden hingegen empfinden die mit dem Vater verbrachte Zeit häufiger als zu wenig als Kinder aus Kern- und Stieffamilien.

Abbildung 33: Zufriedenheit der Kinder mit der mit dem Vater gemeinsam verbrachten Zeit in %

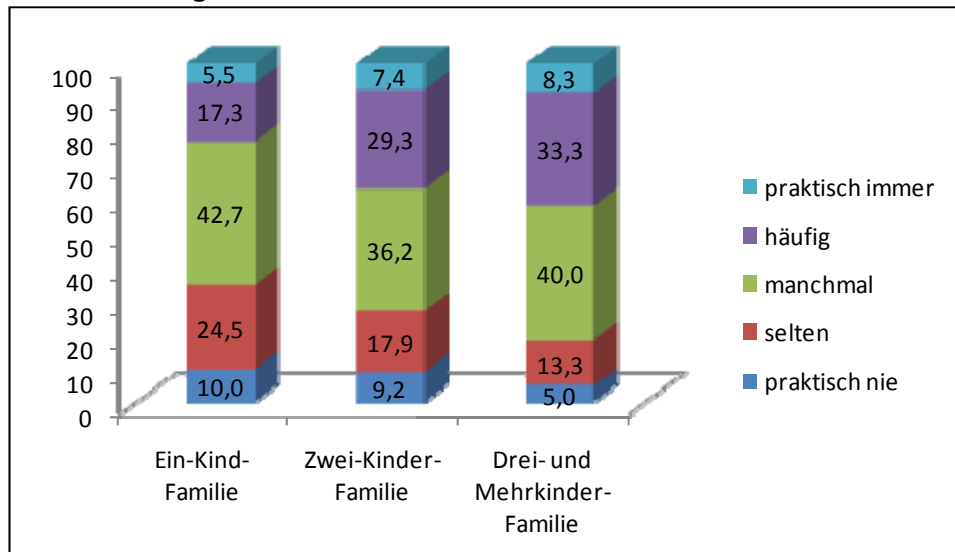


Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.200 Kinder beider Alterskohorten

Vereinbarkeit aus der Sicht der Väter

Gerade die Väter haben häufig Probleme, ihre beruflichen Anforderungen mit denen der Familie zu vereinbaren (vgl. Jurczyk/Lange 2009). Während Mütter, vor allem in Mehrkinderfamilien, ihre Erwerbstätigkeit zu Gunsten der Familienarbeit einschränken, arbeiten die Väter in der Regel weiter in Vollzeit und reduzieren für das familiäre Engagement eher ihre persönliche Freizeit (Döge/Volz 2004, S. 16). Wenig verwunderlich führt dies zu Spannungen. Und so gibt insgesamt mehr als ein Drittel der Väter an, „praktisch immer“ oder zumindest „häufig“ Probleme bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu haben. Väter mit drei und mehr Kindern erleben dabei noch mehr Engpässe: Deutlich häufiger als Väter mit nur einem Kind geben sie an, in Bezug auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Zeitdruck zu geraten. 41,6% der Väter in Mehrkinderfamilien kommen „praktisch immer“ oder zumindest „häufig“ in Zeitnot. In den Zwei-Kinder-Familien sind dies nur 36,7% und in den Einzelkinder-Familien geraten nur 22,8% der Väter in Zeitdruck. Bei den erwerbstätigen Müttern hingegen zeigt sich kein Unterschied in dieser Einschätzung in Abhängigkeit davon, wie viele Kinder in der Familie leben.

Abbildung 34: Häufigkeit, mit der Väter aufgrund beruflicher Anforderungen in Hinblick auf die Familie in Zeitdruck geraten in %



Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=682 Väter mit Kindern beider Alterskohorten

3.6 Innerfamiliäre Beziehungen und Dynamiken

Die innerfamiliären Beziehungen und Dynamiken finden in der Diskussion über die Defizite und Problemlagen von Mehrkinderfamilien (Armutrisiko und kindliche (soziale und Bildungs-) Deprivation) wenig Beachtung. Dabei stellt das Leben in einer Mehrkinderfamilie und das Aufwachsen mit Geschwistern auch eine Ressource dar (vgl. Brock 2007).

In Bezug auf die Qualität und Bedeutung innerfamiliärer Beziehungen je nach Familiengröße schälen sich drei Positionen heraus: Eine Position betont die besondere Qualität der Beziehungen und die Vielfalt der Beziehungschancen in großen Familien. Geschwisterkinder bewältigen beispielsweise die Auswirkungen einer Scheidung der Eltern leichter als Einzelkinder. Das Zusammenrücken der Geschwistergruppe stellt häufig eine Ressource dar, die es den einzelnen Kindern erleichtert, besser mit belasteten Familienverhältnissen zu Recht zu kommen (vgl. Schneewind 1999). Eine zweite Position verweist darauf, dass in kleinen und Kleinstfamilien die Chance zu tiefen Bindungen größer sei. Hondrich (2007) verweist darauf, dass Familien mit ein oder zwei Kindern eine besondere Bindungsqualität aufweisen („weniger Quantität bedeutet mehr Qualität“, S. 21). Je weniger Personen und damit Bindungen, umso intensiver und emotional bedeutsamer werden die einzelnen Bindungen. Gleichzeitig sind diese Bindungen aber besonders gefährdet, weil die familiäre Bestandskraft schon durch den Verlust eines einzigen Familienmitglieds an den Rand der Auflösung gerät, sei es durch Scheidung, durch Tod eines Elternteils oder des Kindes. Dazu kommt, dass die Fokussierung auf nur wenige Beziehungen auch zu emotionalen Überforderungen führen kann. Die Durchsicht der entsprechenden Befunde wird zeigen, dass eine dritte Position gewissermaßen vermittelnd dahingehend formuliert werden kann, dass formale und strukturelle Aspekte

weniger große Effekte auf das Wohlbefinden und ähnliche Indikatoren haben als die qualitativen Ausprägungen der Beziehungen in den Familien und die Einbettung dieser Beziehungen in die sozialen Ökologien.

3.6.1 Beziehungs- und Partnerschaftsqualität

Die eigenen Partner-Beziehungen werden von den im DJI-Kinderpanel befragten Müttern und Vätern insgesamt als recht glücklich eingeschätzt. Es wird relativ wenig Stress in der Beziehung wahrgenommen. In Bezug auf die Partnerschaftsqualität zeigen sich – sowohl aus der Sicht der Mütter als auch der Väter – keine signifikanten Unterschiede in Abhängigkeit von der Familiengröße. Weder in der Einschätzung wie glücklich die Partnerschaft erlebt wird, noch in Bezug auf das Stresserleben in der Partnerschaft haben die Anforderungen, die in großen Familien mit vielen unterschiedlichen Charakteren, Wünschen und Bedürfnissen entstehen, signifikante Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Vater und Mutter.

Tabelle 6: Einschätzung der Partnerschaftsqualität

	Mittelwert des Glücks in der Partnerschaft	N
Ein-Kind-Familie	7,98	186
Zwei-Kinder-Familie	7,92	634
Drei- und Mehrkinder-Familie	7,88	328
Insgesamt	7,92	1.148

Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.148 Mütter mit Kindern beider Alterskohorten; Mittelwerte einer Skala mit den Ausprägungen 1 (sehr unglücklich) bis 10 (sehr glücklich)

Tabelle 7: Stresserleben in der Partnerschaft

	Mittelwert des Stresserlebens in der Partnerschaft	N
Ein-Kind-Familie	3,55	186
Zwei-Kinder-Familie	3,71	634
Drei- und Mehrkinder-Familie	3,86	327
Insgesamt	3,73	1.147

Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.147 Mütter mit Kindern beider Alterskohorten; Mittelwerte einer Skala mit den Ausprägungen 1 (überhaupt keinen Stress) bis 10 (sehr starken Stress)

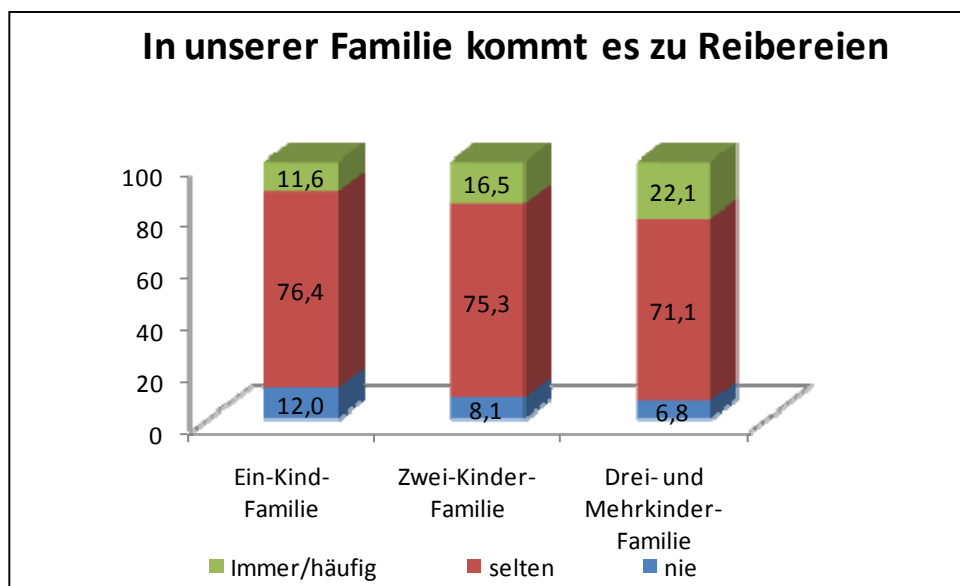
Nach Allensbach 2004 schätzen übrigens verheiratete Paare in Mehrkinderfamilien ihre Partnerschaft stabiler ein (72%) als Paare mit weniger Kindern (50%).

3.6.2 Familienklima und Wohlbefinden

Das kindliche Wohlbefinden hängt sehr stark vom Familienklima ab. Je besser es eingeschätzt wird, umso wohler fühlen sich die Kinder in ihren Familien. Im DJI-Kinderpanel wurde eine spezielle Skala zum Familienklima (vgl. Engfer 1978) abgefragt, die aus fünf einzelnen Items besteht: „Ich bin gerne mit meiner Familie zusammen“, „In unserer Familie können wir über alles sprechen“, „In unserer Familie geht jeder seinen eigenen Weg“,

„In unserer Familie kommt es zu Reibereien“ und „In unserer Familie haben wir viel Spaß miteinander“. Das durchschnittliche Familienklima liegt in den im DJI-Kinderpanel befragten Familien mit einem Mittelwert von 2,4¹⁶ sehr hoch. Es wird von den Kindern aus Mehrkinderfamilien genauso gut bewertet wie von denjenigen in Ein- und Zweikinderfamilien. Auch in den Einschätzungen der Väter und Mütter ergeben sich keine signifikanten Unterschiede. Lediglich bei einem Einzelitem zeigen sich sowohl bei den Müttern als auch bei den Vätern signifikante Unterschiede: In Mehrkinderfamilien nehmen die Eltern mehr Reibereien wahr, als in den anderen Familien (vgl. Abb. 25). Bei den Kindern hingegen zeigen sich diesbezüglich keine signifikanten Unterschiede in Abhängigkeit von der Familiengröße.

Abbildung 35: Häufigkeit von Reibereien in Einkind- sowie Zwei- und Mehrkinderfamilien in %



Quelle: DJI-Kinderpanel, 3. Welle 2005, N=1.251 Mütter mit Kindern beider Alterskohorten

Wohlbefinden nimmt in der Sozial- und Gesundheitsforschung zunehmend eine zentrale Stellung ein (vgl. auch 13. Kinder- und Jugendbericht). So definiert die WHO Gesundheit als Summe aus physischem, psychischem, mentalem und sozialem Wohlbefinden. Auch in den Familien- und Kindheitswissenschaften kommt Aspekten des Wohlbefindens zu Recht verstärkte Aufmerksamkeit zu (vgl. BMFSFJ 2009; Lange 2009). Im Kinderpanel wurde das Wohlbefinden von Kindern ausführlich erhoben (Items: ich bin gerne mit anderen zusammen/ bin meist gut gelaunt/ bin gern in der Schule/ fühle mich wohl in der Klasse/ ich habe viel Spaß mit meinen FreundInnen/ bin gerne mit meiner Familien zusammen/ fühle mich wohl hier, wo ich wohne / in unserer Familie haben wir viel Spaß miteinander). Generell fühlten sich nur 8% der Kinder zwischen 8 und 9 Jahren nicht

¹⁶ Auf einer Skala, die Werte zwischen 0 (bedeutet ein schlechtes Klima) und drei (bedeutet ein sehr gutes Klima) annehmen kann.

wohl in ihrer Familie. Interessant ist, dass es für das Wohlbefinden der Kinder nicht bedeutsam ist, wie häufig in ihrer Familie etwas gemeinsam gemacht wird – ein Befund, der manch berufstätige Mutter entlasten könnte, denn diese haben immer noch häufig ein schlechtes Gewissen, mit ihren Kindern eigentlich zu wenig zu unternehmen. Bedeutsam für das Wohlbefinden der befragten Grundschul Kinder (8-9 Jahre) ist, dass überhaupt etwas zusammen in der Familie gemacht wird. Nur wenn gemeinsame Aktivitäten sehr selten oder nie vorkommen, sinkt der Anteil der Kinder, die sich sehr wohl fühlen, von ca. 50% auf ca. 40% (Beisenherz 2005, S. 175). Teubner (2005) zeigt diese Befunde ergänzend mit Daten des DJI Kinderpanels, dass die überwiegende Mehrheit der Kinder sich in ihren Familien wohl fühlt – die Tatsache, ob Kinder mit Geschwistern aufwachsen, hat dabei keinen Einfluss.

3.6.3 Geschwisterbeziehungen und Geschwisterfolge: Qualität ist wichtiger als formale und strukturelle Aspekte

Die Bedeutung von Geschwisterbeziehungen wird häufig hoch eingeschätzt (BMFSFJ 2007, S. 17), weil sie emotionale Unterstützung, Kameradschaft und Intimität, aber auch die Unterschiedlichkeit der Persönlichkeit fördern. Erfahrungen unter Geschwistern überlagern mit wachsendem Alter die elterliche Erziehungsintention, wobei diese „Entmachtung“ durchaus als Entlastung zu verstehen ist (vgl. Brock 2007; vgl. 3.1.7/3.2.2). Soziale Kompetenzen wie Teilen, Nachgeben, sich Durchsetzen, füreinander Einstehen oder Verantwortung übernehmen, würden vor allem durch Geschwister erlernt. Ebenso seien Geschwisterbeziehungen ein Lernort dafür, zu erfahren, wie Gemeinschaft funktioniert. Demgegenüber würden Einzelkindern diese Erfahrungen weitgehend abgehen. Dass diese Bewertung zu pauschal ist, zeigen sowohl Veröffentlichungen zu Einzelkindern als auch Daten aus dem DJI-Kinderpanel bzw. der DJI-Methodenstudie.

Studien zeigen erstens, dass nicht nur die Familiengröße zu berücksichtigen ist, sondern auch die Stellung innerhalb der Familie und der Geschwisterfolge (vgl. Black u.a. 2005). Mittlerweile wird zweitens deutlich, dass es enge Wechselwirkungen zwischen anlagebedingten Merkmalen, Familienerfahrungen und Geschwisterbeziehungen gibt (vgl. Gloger-Tippelt 2007). Die Qualität der Familienbeziehungen scheint drittens insgesamt mindestens ebenso relevant für das Erleben der einzelnen Familienmitglieder wie formale Aspekte (Stieffamilie etc.) der Familie sowie die Familiengröße (vgl. Schneewind/Walper 2008). Viertens lassen sich innerhalb der Einzel- wie Geschwisterkinder Teilgruppen unterscheiden, die zum Teil deutlicher voneinander abweichen als Einzel- von Geschwisterkindern (vgl. Kasten 2006).

Der sozialen Herkunft und der Qualität von Beziehungen kommt insgesamt mehr Bedeutung für Sozialisation und Wohlbefinden zu als der Tatsache, mit keinem, einem oder zwei Geschwistern aufzuwachsen. Auf den Lebenslauf bezogen verweisen Asendorpf/Banse (2000) darauf, dass die Geschwisterbeziehung in der Kindheit durch besondere Nähe und Konflikt gekennzeichnet ist, besonders ausgeprägt bei geringem Altersabstand. Dazu kommen mit Ausnahme von Zwillingen Asymmetrien in der kognitiven Entwicklung. Mit wachsendem Alter nehmen diese Merkmale an Bedeutung

ab. Eltern und die eigenen Geschwister verlieren ihre dominante Stellung in Sachen Nähe (vgl. Youniss 1982; Buhrmester 1992; Traub 2005). Geschwisterbeziehungen werden dann gegenüber anderen Beziehungen – Peers und PartnerInnen – weniger wichtig. Erst im höheren Erwachsenenalter nimmt die Bedeutung der Geschwister wieder zu. Dabei bleiben sich Schwestern stärker und öfter verbunden (vgl. Onnen-Isemann 2005) und gerade für kinderlose und unverheiratete Personen haben Geschwister als potenzielle Unterstützerinnen im Alter eine große Bedeutung (vgl. Voorpostel/Blieszner 2008).

3.7 Auf einen Blick

- Der Familienalltag hängt nicht allein von der Kinderzahl, sondern auch von den Rahmenbedingungen und Ressourcen der jeweiligen Familien ab. Zeit ist beispielsweise in Mehrkinderfamilien ein besonders knappes Gut. Gleichzeitig sind mit den familialen Aktivitätsschwerpunkten unterschiedliche und indirekte Erfahrungen verbunden, je nachdem, ob sie stärker individuell oder gruppenbezogen sind. In einem Punkt zeigen sich jedoch keine Unterschiede: Gemeinsame Mahlzeiten sind unabhängig von der Familiengröße für den überwiegenden Teil der Familien ein wichtiger Kristallisationspunkt des Familienlebens, und zwar sowohl unter der Woche als auch besonders am Wochenende. Je mehr Kinder, umso häufiger nehmen Familien an Familientreffen teil.
- Zwischen Kindern aus Einkind-, Zwei- und Mehrkinderfamilien zeigen sich bei einzelnen Freizeit-Aktivitäten kaum Unterschiede. Allerdings bleiben in Mehrkinderfamilien Vater und Mutter häufiger bei den Aktivitäten der Kinder außen vor.
- Mütter von Einzelkindern beschäftigen sich häufiger mit ihrem Kind als Mütter von mehreren Kindern.
- Der zeitliche Umfang, zu dem sich Väter mit ihren Kindern beschäftigen, ist unabhängig von der Familiengröße.
- Die familialen Aktivitätsmuster unterscheiden sich nach der Familiengröße, und zwar sowohl aus der Sicht der Mütter als auch der Kinder: In Mehrkinderfamilien scheinen gemeinsame Aktivitäten von Kindern und Müttern tendenziell eher haushalts- und familien- bzw. gruppenbezogen zu erfolgen. Bei Einkindfamilien sind die gemeinsamen Aktivitäten von Kindern und Müttern mehr auf gemeinsames Spielen und gemeinsame Freizeitaktivitäten gerichtet. Das Kind steht im Vordergrund. „Doing family“ erfolgt hier tendenziell eher über direkte beziehungs- und förderorientierte Maßnahmen der Mütter. Die Einzelkinder sind gleichzeitig weniger selbstständig und unternehmen weniger allein als Kinder mit mehreren Geschwistern. Kinder in Zweikinderfamilien liegen dazwischen, lassen sich also nicht eindeutig zu dem einen oder anderen Aktivitätsmuster zuteilen.
- Eltern, die drei und mehr Kinder haben, leben häufiger in einem traditionellen Familienmodell, d.h. nur der Mann ist erwerbstätig. Sie streben seltener als Paare mit ein oder zwei Kindern eine egalitäre Aufteilung von Familie und Beruf an.

- Eltern, die drei und mehr Kinder haben, fühlen sich nicht nur in vieler Hinsicht benachteiligt, sondern betrachten die eigene Zukunft und die ihrer Kinder mit größerer Sorge als Eltern mit nur einem oder zwei Kindern. Gleichzeitig fühlen sie sich durch den familialen Alltag stark belastet. Gleichzeitig sind sie aber auch glücklich mit ihrer Lebensform
- Unterschiede in der Gestaltung des Familienalltags sagen nichts über die Qualität des Familienlebens aus, höchstens über die Belastungen. So zeigen sich auch im überwiegend positiv eingeschätzten Familienklima nur geringe Unterschiede nach der Kinderzahl. In Mehrkinderfamilien gibt es nach Aussagen der Mütter lediglich etwas häufiger Reibereien.
- Der überwiegende Anteil der Kinder ist mit der gemeinsam mit den Eltern verbrachten Zeit zufrieden. Besonders die Zeit mit der Mutter wird von den Kindern positiv bewertet: Zwischen den Kindern aus Ein-, Zwei- oder Drei- und Mehrkinderfamilien zeigen sich dabei keinerlei Unterschiede. Was die Väter betrifft, ist die Einschätzung der Kinder kritischer: Knapp 40% der Kinder empfinden die mit dem Vater gemeinsam verbrachte Zeit als „wenig Zeit“ oder gar als „viel zu wenig Zeit“.
- In Bezug auf die selbst eingeschätzte Partnerschaftqualität zeigen sich keine signifikanten Unterschiede in Abhängigkeit von der Familiengröße.
- Das durchschnittliche Familienklima unterscheidet sich ebenfalls nicht in Abhängigkeit von der Familiengröße.
- Das subjektive Wohlbefinden von Kindern in ihren Familien hängt nicht mit der Familiengröße zusammen.
- Die Familiengröße als solche ist weniger aussagekräftig als Aspekte der Qualität der Beziehungen in Familien sowie deren soziale Einbettung
- Geschwister als ein Aspekt der Familiengröße können im weiteren Lebenslauf eine wichtige soziale Ressource werden.

4 Familiengründung und -erweiterung in Mehrkinderfamilien: Objektive und subjektive Komponenten

Während in Kapitel 2 die Frage behandelt wurde, in welchen sozialstrukturellen Zusammenhängen Mehrkinderfamilien über- bzw. unterrepräsentiert sind, und in Kapitel 3 Befunde zu Lebensführung, zum Alltag sowie den innerfamiliären Dynamiken und Beziehungen in Mehrkinderfamilien dargestellt wurden, geht es in diesem Kapitel um die Familiengründung und -erweiterung von Mehrkinderfamilien aus der subjektiven Perspektive der Eltern. In der Forschung zu Kinderwünschen wird den Orientierungen der Eltern, zusätzlich zu soziostrukturellen Faktoren, ein starkes Gewicht beigemessen (vgl. Ruckdeschel 2004). Nach einer Skizze der Muster der Genese von Mehrkinderfamilien folgen Forschungsbefunde zur gewünschten Kinderzahl und deren Realisierung in verschiedenen Kontexten und Paar-konstellationen. Es wird detailliert eingegangen auf Veränderungen des Kinderwunsches im Lebenslauf, den Wert von Kindern, die Bedingungen, die aus Sicht der Eltern günstig für eine Familienerweiterung sind, die Gründe, die aus der Sicht von Eltern gegen eine Familienerweiterung sprechen sowie das Verhältnis geplanter und nicht geplanter Familienerweiterungen.

4.1 Muster der Familiengründung und -erweiterung bei Mehrkinderfamilien

Die Genese von Mehrkinderfamilien unterscheidet sich von Anfang an – und nicht erst durch die Fortsetzung der Familienerweiterung – von der Entstehung kleinerer Familien. Beispielsweise erfolgt die Geburt von ersten Kindern in Mehrkinderfamilien im Lebensverlauf von Müttern früher als die von ersten Kindern in Familien mit einem oder zwei Kindern (vgl. Bert-ram 2008; Bien 2007). In Familien mit 4 bis 8 Kindern liegt das Alter der Eltern bei der ersten Geburt im Durchschnitt unter 24 Jahren, bei drei Kin- dern bei 24,3 Jahren, bei zwei Kindern bei 25,4 und bei einem Kind bei 27 Jahren (vgl. Tabelle 8 mit Daten aus dem DJI-Familiensurvey 2000).

Tabelle 8: Alter des befragten Elternteils bei der Geburt

	1. Kind	2. Kind	3. Kind	4. Kind	5. Kind	6. Kind	7. Kind	8. Kind
1 Kind	27,0							
2 Kinder	25,4	29,2						
3 Kinder	24,3	27,5	32,1					
4 Kinder	23,9	26,4	29,4	32,6				
5 Kinder	23,1	25,7	28,5	31,6	35,1			
6 Kinder	21,2	23,2	25,0	27,7	30,1	33,3		
7 Kinder	23,0	25,0	26,0	27,1	27,4	28,7	30,5	
8 Kinder	23,7	24,1	25,5	26,7	28,9	32,5	33,8	35,5

Quelle: Bien 2007

Der biographisch frühe Zeitpunkt der Erstelternschaft in Mehrkinderfamilien ist nicht nur in deutschen, sondern auch in internationalen Studien belegt. Das Institute for Social and Economic Research (ISER) (2006) weist zum Beispiel darauf hin, dass Frauen, die früh Mutter werden, im Durchschnitt mehr Kinder bekommen als ältere Mütter. Mütter mit einem Erstgeburtsalter von 15 oder 16 Jahren werden mit mehr als 50% Wahrscheinlichkeit vier oder mehr Kinder haben, während die Wahrscheinlichkeit bei Müttern mit einem Erstgeburtsalter von 25 und mehr Jahren bei unter 10% liegt.

Ab vier Kindern spielt das *Alter der Mutter* bei der Geburt des ersten Kindes für die endgültige Größe der Familien keine Rolle mehr, dafür aber der *Geburtenabstand* zwischen den Kindern. Mehrkinderfamilien zeichnen sich in modernen westlichen Gesellschaften nämlich durch ein „verdichtetes“ Muster der Familiengründung aus (Nauck 1995, S. 139), d.h. Geschwister werden in relativ engem zeitlichem Abstand geboren. Der Altersabstand zwischen Geschwistern liegt in Mehrkinderfamilien im Durchschnitt zwischen zwei und drei Jahren, in Zweikinderfamilien sind es vier Jahre. Sind seit der Geburt des letzten Kindes deutlich mehr als drei Jahre vergangen, ist die Wahrscheinlichkeit für Mehrkinderfamilien eher gering (vgl. Bien 2007).

Tabelle 9: Altersabstand zwischen den Kindern

	1.-2. Kind	2.-3. Kind	3.-4. Kind	4.-5. Kind	5.-6. Kind	6.-7. Kind	7.-8. Kind
2 Kinder	4,0						
3 Kinder	3,3	4,7					
4 Kinder	3,1	3,2	3,4				
5 Kinder	2,6	2,7	3,4	3,5			
6 Kinder	2,5	2,0	3,0	2,9	3,2		
7 Kinder	3,6*	2,2	1,8	2,1	1,6	2,6	
8 Kinder	1,7	1,6	1,5	2,4	3,9*	1,4	2,0

* Die geringe Fallzahl von 28 Familien bzw. 30 Familien verbunden mit jeweils einem Ausreißer, der zwischen dem ersten und zweiten Kind 12 Jahre bzw. zwischen dem fünften und sechsten Kind 9 Jahre betrug, hat zu diesen Zahlen geführt. Das Gesamtmuster ist trotzdem deutlich erkennbar: Bei Mehrkinderfamilien ist der Geburtenabstand vom ersten Kind an geringer.

Quelle: Bien 2007

Der Genese von Mehrkinderfamilien gehen also ganz spezifische Familiengründungs- und Erweiterungsmuster beim ersten und zweiten Kind voraus: Die ersten Kinder werden relativ früh geboren und weitere Kinder folgen schnell. Trotz dieser „Verdichtung“ der Geburtenfolge nimmt die aktive Familienphase bei Mehrkinderfamilien einen deutlich längeren Zeitraum im Leben ihrer Eltern ein. Rechnet man als aktive Familienphase die ersten 15 Jahre eines Kindes und folgt den Durchschnittswerten der Tabelle 9, so umfasst die aktive Familienphase für Eltern von einem Kind 15 Jahre, für Eltern von 6 Kindern 27 Jahre.

Bien (2007) kann mit Daten aus dem DJI-Familienurvey weitere lebenslaufbezogene Merkmale von Eltern von mehr als zwei Kindern herausarbeiten. So findet der Auszug aus dem Elternhaus der Herkunftsfamilie bei El-

tern, die später einmal Mehrkinder-Eltern wurden, im Schnitt zwei Jahre früher statt als bei Kinderlosen und Eltern mit nur einem Kind. Dies steht in engem Zusammenhang damit, dass die späteren Mehrkinder-Eltern früher mit einem Partner oder einer Partnerin zusammenziehen und früher eine von ihnen als zuverlässig eingestufte Partnerschaft beginnen.

Tabelle 10: Auszugsalter aus dem Elternhaus

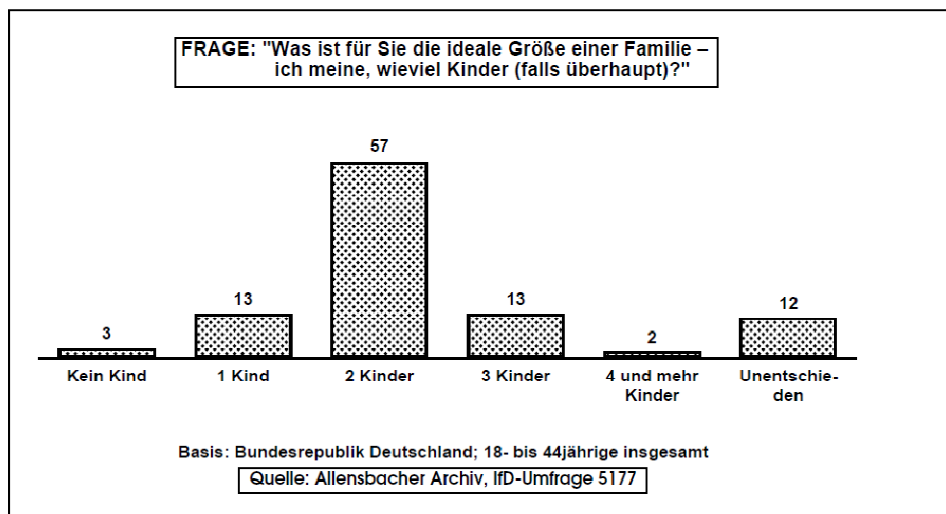
Kinderzahl	Mittelwert	N
0	20,2967	1.018
1	19,8911	303
2	19,1192	151
3	19,4444	27
4	18,5000	4
5	18,0000	2
Insgesamt	20,0738	1.505

Quelle: Bien 2007 mit Daten des DJI Familiensurvey 2000
Angaben über alle Kinder, Alter der Befragten 18-30

4.2 Gewünschte Kinderzahl und deren Realisierung

Heute gilt, wie schon seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts (vgl. Knijn/Ostner/Schmitt 2007), die Zwei-Kind-Familie als gesellschaftliches Leitbild. Von diesem Ideal weichen Mehrkinderfamilien ab. Unter den 18- bis 44-Jährigen favorisieren heute lediglich 13% eine Drei-Kind-Familie und nur eine verschwindende Minderheit (2%) wünscht sich eine Familie mit vier und mehr Kindern (Institut Allensbach 2004, S. 6). Insgesamt gesehen wünschen sich damit ca. 15% der Befragten eine Mehrkinderfamilie. Die gesellschaftliche Leitvorstellung in Deutschland orientiert sich heute in hohem Maße an der Zwei-Kind-Familie, die 57% der 18- bis 44-Jährigen für die beste Familienkonstellation halten (vgl. Abb. 36).

Abbildung 36: Ideale Familiengröße



Befragungen von 7- bis 12-jährigen Kindern zeigen, dass schon in dieser Altersgruppe die Zwei-Kind-Familie als Normvorstellung verinnerlicht ist. (Bild-Kinderreport. Die Situation und das Lebensgefühl von Kindern in Deutschland. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung im Auftrag von Bild für die Aktion 'Ein Herz für Kinder'. November 2003 (vgl. Institut für Demoskopie Allensbach 2004). Andererseits ergeben sich aus qualitativen Studien Anhaltspunkte dafür, dass die Wunschgröße für Familien in drei und mehr Kindern besteht (vgl. Ulich u.a. 1992).

Eine andere aktuelle Studie, in der 20- bis 39-Jährige nach der von ihnen gewünschten Kinderzahl gefragt wurden, kam zu ähnlichen Ergebnissen (Dorbritz u.a. 2005, S. 36). Dabei zeigt sich, dass der Wunsch nach einer großen Familie bei *Frauen* in Ost- und Westdeutschland dem oben berichteten Durchschnitt entsprechend (wenig) verbreitet ist. Die Männer im Westen wünschen sich etwas häufiger als die Frauen eine große Familie. 16% der befragten Männer in Westdeutschland wünschen sich drei Kinder, 3,5% wünschen sich vier und mehr Kinder. Die Männer im Osten sind deutlich zurückhaltender: nur 8% wünschten 2005 drei Kinder und nur 2% vier und mehr Kinder (vgl. ebd.).

Eine Studie mit Müttern in ihrem ersten Elterngeldbezug kam allerdings zu dem Ergebnis, dass der Wunsch nach einer großen Familie deutlich verbreiteter ist, als die Allensbacher Studie und die Population Policy Acceptance Studie dies signalisieren. Von Müttern, die nach der Geburt des ersten Kindes, also zumeist noch am Anfang ihrer Fertilitätsphase befragt wurden, sprachen sich 26% für eine eigene Familie mit drei Kindern und immerhin 13% für vier oder mehr Kinder aus (vgl. RWI 2008). Eine Ursache für diesen von anderen Ergebnissen abweichenden Befund könnte das relativ junge Alter der hier befragten Gruppe sein. Verschiedene Studien zeigen nämlich, dass die Zahl der gewünschten Kinder mit dem Alter von Frauen und Männern abnimmt (vgl. 4.3.). Die bei den jungen Müttern in der RWI-Studie ermittelte überdurchschnittliche Häufigkeit des Wunsches nach einer großen Familie könnte sich also in den folgenden Jahren dem in anderen Untersuchungen registrierten niedrigeren Wert anpassen. Eine weitere Ursache für den unerwartet hohen Wunsch von Frauen nach einer großen Familie in der RWI-Studie könnte auch sein, dass in der RWI-Stichprobe keine kinderlosen Frauen erfasst wurden.

Vergleicht man die Befunde der RWI-Studie mit Informationen zu den Kinderzahlen, die in den letzten Jahren von Frauen realisiert wurden, die sich derzeit *am Ende* ihrer Fertilitätsphase befinden, so fällt auf, dass sich gegenwärtig wesentlich mehr junge Mütter für eine Familie mit größerer Kinderzahl aussprechen, als diese Familienform von den älteren Kohorten in den letzten Jahren realisiert wurde. Laut Statistischem Bundesamt (2007b) lag der Anteil der 35- bis 49-jährigen Mütter mit drei oder mehr Kindern nämlich bei nur 20%.

Auch eine Befragung junger kinderloser Männer zeigt, dass sich diese Befragten mehr Kinder *wünschten* als die Generation vor ihnen realisierte (Zerle/Krok 2008, S. 126). D.h. aber nicht, dass die jetzt junge Generation später einmal häufiger als die Generation zuvor Mehrkinderfamilien gründen wird. Mehrere Gründe lassen es als plausibel erscheinen, dass die ur-

sprünglich gewünschte und die später realisierte Kinderzahl voneinander abweichen:

- Die *früher einmal* gewünschte Kinderzahl bleibt im Lebenslauf keineswegs stabil; sie nimmt vielmehr ab (vgl. 4.3),
- Kinder, die *aktuell* gewünscht werden, werden nicht alle geboren, weil Paare ihren Kinderwunsch oft nur unter bestimmten günstigen Bedingungen realisieren wollen (vgl. 4.5). Aus der Sicht von potentiellen Eltern gibt es trotz eines *prinzipiell* vorhandenen Kinderwunsches Gründe, die jeweils *aktuell* gegen eine Familiengründung oder -erweiterung sprechen (vgl. 4.6),
- Die Kinder, die geboren werden, sind keineswegs alle geplant (vgl. 4.7),
- Zum Teil werden *aktuell* gewünschte Kinder auch deshalb nicht geboren, weil dies aus biologisch-medizinischen Gründen nicht möglich ist. Mit dem zunehmenden Aufschub der Erstelternschaft wächst dieses Problem. Die Reproduktionsmedizin wird in diesem Zusammenhang immer stärker in Anspruch genommen (vgl. Nave-Herz/Onnen-Isemann/Oßwald 1996).

Aus der Verbreitung von Kinderwünschen in der jungen Generation lässt sich also nicht ohne weiteres auf die künftige Realisierung dieser Wünsche und die Zahl der künftigen Kinder schließen.

4.3 Stabilität, Veränderlichkeit und Prognosekraft des Kinderwunsches für die realisierte Kinderzahl im Lebenslauf

Generell ist das Interesse der jungen Generation, einmal eine Familie zu gründen, in den letzten Jahren gestiegen. Mit Daten des DJI-Jugendsurveys lässt sich zum Beispiel zeigen, dass der Prozentsatz der 24- bis 29-jährigen Frauen, die einen Kinderwunsch artikulieren, zwischen 1997 und 2003 sehr deutlich zugenommen hat, bei den jungen Männern von 46% auf 69%, bei den jungen Frauen von 37% auf 50%. Gleichzeitig wurde in dieser Altersgruppe die Diskrepanz zwischen dem Anteil derer, die sich Kinder wünschten, und denen, die in diesem Alter (schon) Kinder hatten, immer größer (Cornelißen 2006, S. 144 und Tabelle11).

Tabelle 11: Realisierter und artikulierter Kinderwunsch 1997 u. 2003 in %

Deutschland		Frauen		Männer	
		1997	2003	1997	2003
Kinderwunsch:	realisiert	41	38	19	16
	artikuliert	37	50	46	69
Summe		78	88	65	85

Quelle: Cornelißen 2006, Tabelle 2, S. 144

Basis: DJI-Jugendsurvey (N=2.419) und 2003 (N=1.934), nur 24- bis 29-jährige Deutsche, Berechnungen Sardei-Biermann DJI, neue Zusammenstellung

Sucht man nach einer zeitgeschichtlichen Deutung des derzeit in der jungen Generation steigenden Kinderwunsches, ist als eine Ursache zu be-

rücksichtigen, dass diese Generation die erste ist, die trotz der Verfügbarkeit sicherer Verhütungsmittel geboren wurde. Diese historisch gesehen erste Generation von Kindern, die zu einem größeren Teil als vorangegangene Kohorten *Wunsch Kinder waren*, die dank einer besseren Planbarkeit von Geburten für ihre Eltern vielfach genau zum richtigen Zeitpunkt kamen, konnten wahrscheinlich oft erleben, wie glücklich es Eltern machen kann, wenn sie sich hinreichend gerüstet fühlen, die von ihnen gewünschte Zahl von Kindern zum gewünschten Zeitpunkt unter relativ günstigen Bedingungen groß zu ziehen. Diese spezifische Generationenerfahrung könnte eine der Ursachen dafür sein, dass sich junge Erwachsene heute nun ihrerseits häufiger wünschen, Eltern zu werden, dies aber wie ihre Eltern an das Vorhandensein subjektiv festgelegter günstiger Rahmenbedingungen knüpfen. Dazu gehört heute für zunehmend mehr Paare die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Inzwischen liegt nämlich die Zahl der aktiv erwerbstätigen Mütter bei über 60% (Dressel u.a. 2005, S. 282).

Eine weitere Ursache für den verbreiteteren Kinderwunsch in der jungen Generation könnte darin liegen, dass der Arbeitsmarkt immer weniger eine langfristige und sinnstiftende Perspektive bietet. Unter diesen Bedingungen mag der Wunsch nach einer festen Verankerung im Privaten steigen. Kindern kommt in den spätmodernen schnelllebigen Beziehungswelten in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle zu. Gleichzeitig aber wird die Übernahme der Verantwortung für Kinder bei unsicheren Beziehungen, unklaren Beschäftigungsperspektiven und zunehmend entgrenzter Arbeit auch schwerer. Nicht zu Unrecht wird die sinkende Fertilität immer wieder mit Verunsicherungen durch das Erwerbssystem in Verbindung gebracht (vgl. zuletzt Gebel/Giesecke 2009). Die zunehmende Orientierung der jungen Generation an einem Lebensentwurf mit Kindern steht so, dies sei noch einmal betont, in einem *deutlichen Kontrast* zu der zunehmenden Kinderlosigkeit älterer Kohorten in den 1990er-Jahren und zu ihrer eigenen bisher sehr zurückhaltenden Familiengründung (vgl. Cornelißen 2006).

Nach dem 30. Lebensjahr nimmt bei den Kinderlosen der Kinderwunsch ab; dies kann aus Kinderwunschdaten unterschiedlicher Kohorten geschlossen werden: Von den 18- bis 23-jährigen kinderlosen Frauen und Männern wünschen sich 48% „bestimmt“, und 44% „evtl.“ ein Kind. Bei den 35- bis 44-jährigen Kinderlosen liegt dieser Anteil bei 30% („bestimmt“) bzw. 24% („eventuell“) (Institut Allensbach 2004, S. 15). Es sinkt mit zunehmendem Alter nicht nur der Anteil der Kinderlosen, die sich noch Kinder wünschen, sondern auch der Teil der Eltern, die sich noch Kinder wünschen; letzteres zunächst einmal vor dem Hintergrund, dass sie mit zunehmendem Alter im Durchschnitt ja auch schon mehr Kinder haben. Von den 35- bis 44-jährigen Befragten mit eigenen Kindern wünschen sich 83% definitiv keine Kinder mehr (Institut Allensbach 2004, S. 16). In der Allensbacher Studie wird – zusammen mit Ergebnissen, die auf die erst spät beginnende Realisierung von Kinderwünschen verweisen – der Schluss gezogen, dass „das Zeitfenster, das subjektiv als ideal für Elternschaft angesehen wird, in dem sich potentielle Eltern nicht mehr zu jung vorkommen und der Kinderwunsch gleichzeitig noch ausgeprägt ist, damit ungleich enger ist als das auf Grund der biologischen Disposition objektiv vorhandene Zeitfenster“ (vgl.

ebd.). Beschränkt sich das subjektiv als geeignet empfundene Zeitfenster für Geburten bei vielen Frauen und Männern auf fünf bis maximal acht Jahre (vgl. ebd.), dann bleibt für die Gründung von Mehrkinderfamilien im Lebenslauf nur ein enger Zeitrahmen.

Es wäre zu einfach, sich den Rückgang des Kinderwunsches im Lebenslauf allein damit zu erklären, dass eine kulturell verankerte Vorstellung vom idealen Alter für Elternschaft mit zunehmendem Alter gegen eine Familiengründung oder -erweiterung wirksam wird. Helfferich (2002) erklärt den Befund, dass die insgesamt gewünschte Kinderzahl mit zunehmendem Alter zurückgeht, mit dem im Lebenslauf beobachtbaren „Abbau eines utopischen Überschusses – meist anhand wirtschaftlicher Überlegungen“ (Helfferich 2002, S. 186). Tatsächlich stellt die Mehrkinderfamilie eine deutliche finanzielle Belastung dar, was den Eltern in der Regel auch sehr bewusst ist. Dem Statement „Wegen des Kindes/der Kinder muss ich auf vieles verzichten, was ich mir ohne sie sonst leisten könnte“, stimmen zum Beispiel 31% der Eltern mit nur einem Kind, aber 64% der Eltern mit drei und mehr Kindern zu (forsa 2008, S. 40).

Wie das Ehepaarpanel (vgl. Eggen/Rupp 2006; Rost u.a. 2003) zeigte, lassen sich Eltern mit drei und mehr Kindern von diesen Konsequenzen in ihrer „Familienplanung“ zumeist nicht beeinflussen: Trotz einer eher kritischen Wahrnehmung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Familien erweitern sie die eigene Familie. Schon vor der Familiengründung schätzen Paare, die später eine große Familie haben, deutlich häufiger als spätere Eltern in Zwei-Kind-Familien die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Kinder als „eher schlecht“ bis „sehr schlecht“ ein und halten ihre Umgebung eher für kinderfeindlich (vgl. ebd.). Dass sie sich dennoch für überdurchschnittlich viele Kinder entscheiden, scheint am ehesten mit ihren persönlichen Einstellungen erklärbar oder anders formuliert mit einer hohen intrinsischen Motivation zur Elternschaft (Rupp/Blossfeld 2008, S. 164). Ein Teil der Eltern großer Familien hat allerdings nie vorgehabt, ihre Familien bis hin zu Mehrkinderfamilien zu erweitern (s. unten).

Personen, die später viele Kinder haben, unterscheiden sich schon früh bezogen auf ihre Einstellungen zu Kindern, Beruf, Konsum und Freizeit von denjenigen, die kinderlos bleiben oder ein oder zwei Kinder bekommen: Den späteren Mehrkinder-Paare ist, dies zeigen die Befunde aus dem Bamberger Ehepaarpanel, zu drei Viertel schon kurz nach der Heirat eine eigene Familie und Kinder sehr wichtig. Sie messen ihrem Beruf, aber auch ihrer Freizeit und Erholung vergleichsweise wenig Bedeutung zu. An diesen Bereichen liegt den Befragten mit drei oder mehr Kindern bereits früh in ihrem Leben nicht so viel wie anderen Eltern. Diese Unterschiede in der Gewichtung und Reihung von Lebenszielen zwischen den Eltern großer und kleiner Familien bleiben über die Zeit stabil. Für die Eltern in Mehrkinderfamilien besitzen schon früh auch Wohlstand und Konsum eine geringere Bedeutung als für andere Paare. Dieser „mentale Habitus“ dürfte es ihnen erleichtern, zugunsten von Kindern auf Einkommen und Lebensstandard zu verzichten (Eggen/Rupp 2006).

Im Vergleich zu Befragten, die später ein oder zwei Kinder haben, artikulieren die Eltern in Mehrkinderfamilien schon zu Beginn der Ehe einen

höheren Kinderwunsch und verfolgen auch zeitlich konkretere Pläne zur Realisierung: Für viele Eltern im Bamberger Ehepaarpanel (BEP) war schon zu Beginn der Ehe die Option „große Familie“ vorhanden: 40% sagten damals, sie wünschten sich zwei bis drei Kinder und 22% hatten sich auf drei oder mehr Kinder eingestellt. 17% der Eltern mit heute drei oder mehr Kindern wollten jedoch zu Beginn der Ehe nur zwei Kinder, 11% ein bis zwei Kinder und lediglich 1% präferierte ein Einzelkind. Ein direkter Vergleich des Kinderwunsches zu Beginn der Ehe mit der realisierten Familiengröße zeigt, dass die letztlich realisierte Familiengröße bei der Mehrheit der Paare, aber längst nicht bei allen, den früher geäußerten Vorstellungen entsprach. Diese Passung ist in der subjektiven Einschätzung der Paare noch größer: Retrospektiv und subjektiv betrachtet verlief die Familienentwicklung beim überwiegenden Teil der Eltern von Mehrkinderfamilien (71%) wunschgerecht. 29% sagen allerdings, dass ihre Familienentwicklung eigentlich nicht ihren Wünschen entsprach. Davon hatte der größere Teil *weniger* Kinder geplant (vgl. Eggen/Rupp 2006). Diese Befunde deuten darauf hin, dass der überwiegende Teil der zum letzten Befragungszeitpunkt Eltern mit mehr als zwei Kindern für sich früh eine große Familie plante, dass aber auch über 15% der Mehrkinderfamilien nicht geplant war.

4.4 Der Wert von Kindern (value of children)

Der Wert oder der Nutzen, den Paare ihren potentiellen Kindern zuschreiben, wurde schon Anfang der 1980er Jahre als eine relevante Einflussgröße für die Entscheidung von Paaren zu Kindern angesehen (vgl. Kagiticibasi/Esmer 1980; Hoffmann/Manis 1982; Nauck 2001/2005). Es stellt sich deshalb die Frage, ob Kinderlose, Eltern mit ein oder zwei Kindern und Eltern von Mehrkinderfamilien den Wert von Kindern unterschiedlich einschätzen. Man könnte erwarten, dass Eltern von Mehrkinderfamilien Kindern häufiger oder dezidierter einen hohen Wert beimessen. Kagiticibasi/Esmer (1980) unterscheiden drei Dimensionen des Wertes von Kindern:

- eine ökonomische: Mithilfe im Haushalt, Unterstützung im Alter
- eine psychische: Stärkung der Partnerbeziehung, expressive Stimulation
- eine sozial-normative: Sozialer Status, Erhalt des Familiennamens

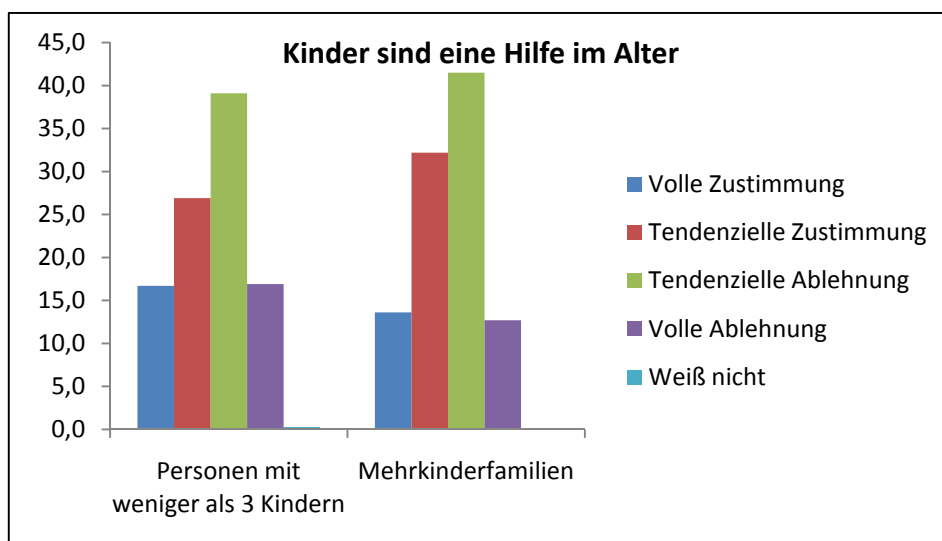
Diese Zuordnung ist heute in Frage zu stellen. Vielleicht auch haben andere Aspekte von Kindern für Eltern Bedeutung gewonnen. Je nach Situation können beispielsweise die Mithilfe im Haushalt und mehr noch die Unterstützung im Alter eine wichtige psychische Dimension und weniger eine ökonomische besitzen.

In der DJI-Methodenstudie wurden zwei Indikatoren für die beiden erstgenannten Nutzenarten erfasst, indem erhoben wurde, ob die Befragten von Kindern eine „Hilfe im Alter“ erwarten und ob es „Spaß macht, Kinder im Haushalt zu haben und aufwachsen zu sehen“. Ferner wurde in der DJI-Methodenstudie die Zustimmung zum Kostenargument „Kinder sind eine finanzielle Belastung“ berücksichtigt. Auch dieses Kostenargument spielt in den Konzepten zur Erklärung von Familiengründung und -erweiterung immer wieder eine Rolle, weil erwartete Kosten Paare davon abhalten könnten, (weitere) Kinder zu bekommen.

In den folgenden Abbildungen werden die Einschätzungen von Personen mit höchstens zwei Kindern in der ersten Gruppe des Säulendiagramms den Einschätzungen von Eltern mit drei und mehr Kindern in der zweiten Gruppe der Säulen gegenübergestellt (vgl. Abb. 37).

Was die Aussage „Kinder sind eine Hilfe im Alter“ betrifft, scheinen die Personen mit drei und mehr Kindern etwas vorsichtiger zu sein, als die Befragten mit weniger als drei Kindern: Sowohl in der vollen Ablehnung als auch in der vollen Zustimmung sind sie etwas zurückhaltender. Die Tatsache, dass die Eltern mehr Kinder haben, kann also nicht damit begründet werden, dass diese Eltern häufiger oder entschiedener als andere davon überzeugt sind, dass Kinder eine Hilfe im Alter darstellen. Diese Erklärung könnte man nur aufrecht erhalten, wenn man annähme, diese Eltern wären zu einem früheren Zeitpunkt, nämlich zum Zeitpunkt der „Fertilitätsentscheidung“ einer anderen Auffassung gewesen als zum Befragungszeitpunkt. Man müsste dann eine zwischenzeitliche Desillusionierung der Eltern im Hinblick auf die erwartbare Hilfe im Alter unterstellen.

Abbildung 37: Zustimmung zur Aussage „Kinder sind wichtig, um jemanden zu haben, der einem im Alter hilft“ in %



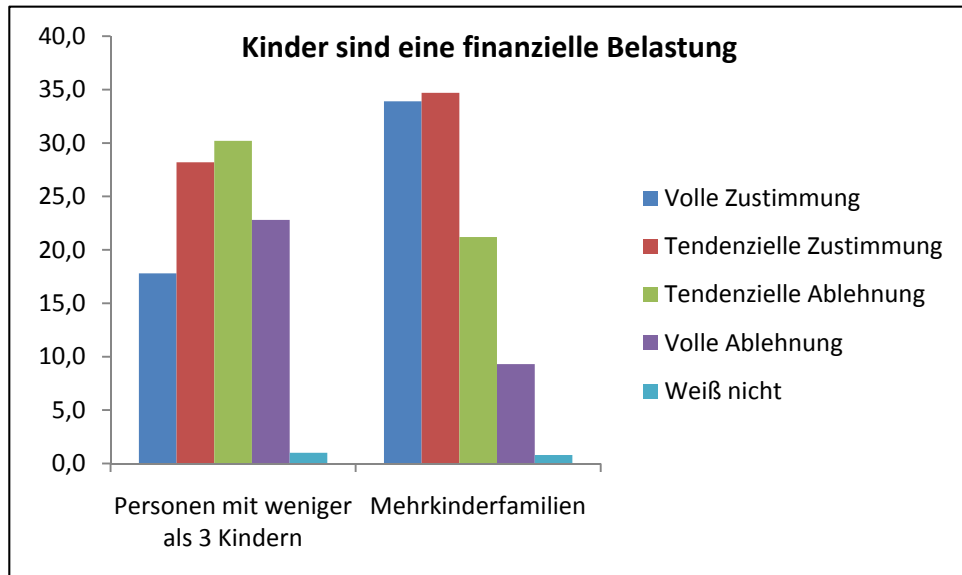
Quelle: DJI-Methodenstudie (Infratest) 2007; N=1.033 (N=915 mit weniger als 2 Kindern oder ohne Kinder; N=118 mit drei und mehr Kindern; zur näheren Info vgl. Marbach-Papier von Juli 2008, S. 19f, Tabelle C9)¹⁷

Die nächste Abbildung zeigt, dass Eltern mit drei und mehr Kindern, der Aussage, dass Kinder eine finanzielle Belastung darstellen, sehr viel häufiger und entschiedener zustimmen als Personen mit weniger als drei Kindern.

¹⁷ Als Grundlage für die vorliegenden Auswertungen wurde die Anzahl der Kinder unter 18 Jahre im Haushalt verwendet. Die Daten wurden um solche Fälle bereinigt, die darüber hinaus noch weitere, außerhalb des Haushalts lebende Kinder haben. Personen mit keinem, einem oder zwei Kindern unter 18 Jahren im Haushalt wurden dabei zu den Nicht-Mehrkinderfamilien (Fremdbild) zusammengefasst. Kinder mit drei oder mehr Kindern unter 18 Jahren im Haushalt wurden zu Mehrkinderfamilien (Selbstbild) zusammengefasst. Für weitere Informationen zur Operationalisierung der benützten Variable vgl. das interne DJI-Papier, Marbach Juli 2008 „Mehrkinderfamilien und Intergenerationen-Beziehungen“, S. 19f.

Dies ist vermutlich Ausdruck ihrer Erfahrung der finanziellen Belastungen durch eine größere Zahl von Kindern.

Abbildung 38: Zustimmung zur Aussage „Kinder sind eine finanzielle Belastung“ in %

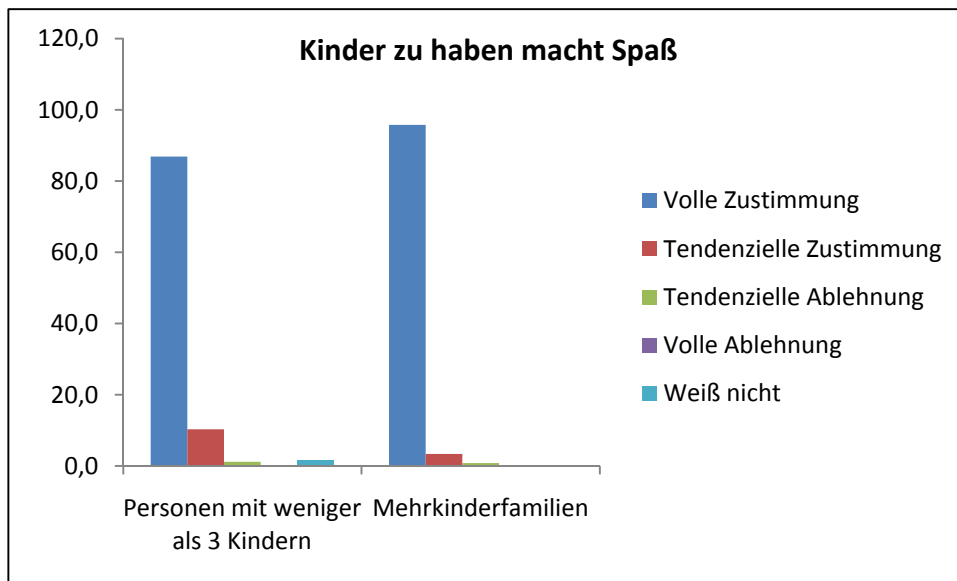


Quelle: DJI-Methodenstudie 2007; NN=1.035 (N=917 mit weniger als 2 Kindern oder ohne Kinder; N=118 mit drei und mehr Kindern)

Zur Erklärung dafür, dass Eltern eine Mehrkinderfamilie haben, kann also nicht herangezogen werden, dass sie die finanzielle Belastung durch Kinder geringer einschätzen als Personen ohne oder mit höchstens zwei Kindern. Einzig die Annahme, sie hätten zum Zeitpunkt der „Fertilitätsentscheidung“ die Kosten niedriger eingeschätzt als zum Befragungszeitpunkt, würde es erlauben, die Erklärung aufrechtzuerhalten, wonach Eltern eine Familienerweiterung vermeiden, wenn sie die finanziellen Belastungen besonders deutlich wahrnehmen. Wir haben im Abschnitt 6.4 Daten zusammengetragen, die Hinweise darauf geben, dass Paare, die später Mehrkinderfamilien haben, die mit Kindern zu erwartenden Belastungen keineswegs ignorieren, sondern mehr als andere Paare bereit sind, diese Belastungen anzunehmen.

Der Befund, den Abbildung 39 wiedergibt, entspricht den Annahmen der value of children-Theorie. Die Abbildung zeigt nämlich, dass Eltern großer Familien häufiger als Eltern mit weniger als drei Kindern der Aussage „Kinder im Haushalt zu haben und sie aufwachsen zu sehen, macht Spaß“ zustimmen.

Abbildung 39: Zustimmung zur Aussage „Kinder im Haushalt zu haben und sie aufwachsen zu sehen, macht Spaß“ in %



Quelle: DJI-Methodenstudie (Infratest) 2007; NN=1.033 (N=915 mit weniger als 2 Kindern oder ohne Kinder; N=118 mit drei und mehr Kindern)

4.5 Günstige Bedingungen für die Gründung von Mehrkinderfamilien

4.5.1 Die Bedeutung einer stabilen Partnerschaft

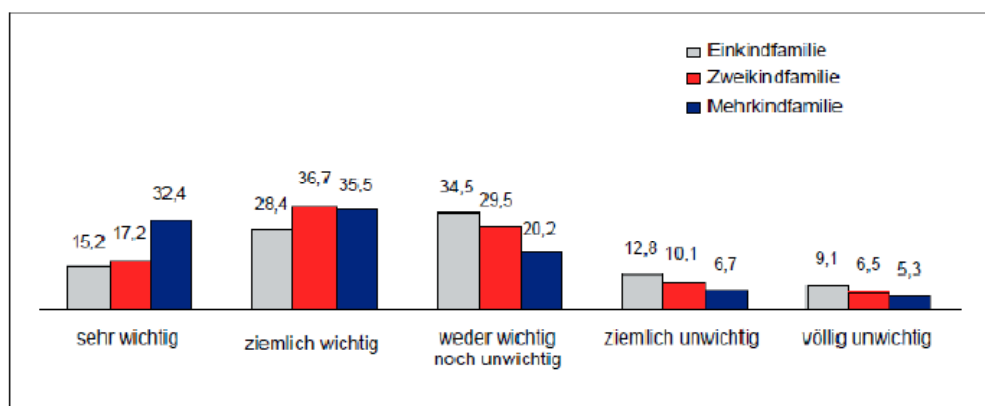
Generell messen Frauen und Männer der Qualität einer Partnerschaft eine hohe Bedeutung als Voraussetzung für eine Familiengründung zu. Auf die Frage, welche Voraussetzungen unbedingt erfüllt sein sollten, bevor man Kinder bekommt, antworten 92%, „dass beide sich ein Kind wünschen“, 84%, „dass die Beziehung stabil ist“, 80%, „dass sich beide Partner reif für Kinder fühlen“. Damit rangieren paarbezogene Voraussetzungen ganz oben auf der Liste der notwendigen Bedingungen für eine Familiengründung. Erst auf den folgenden Plätzen dieser Rangordnung folgen, „dass einer der beiden Partner beruflich in einer gesicherten Situation ist“. Dies halten 72% für eine notwendige Voraussetzung. Dann folgt, von 62% genannt, „dass die finanzielle Situation gut ist“ (Institut Allensbach 2004, S. 24).

Ob die bundesdeutsche Bevölkerung für eine Familienerweiterung bis hin zur Mehrkinderfamilie die gleichen Maßstäbe anlegt, wissen wir nicht. Was allerdings belegt ist: Die Eltern, die drei und mehr Kinder haben, sind zu 72%, davon überzeugt sind, dass ihre Partnerschaft ein ganzes Leben lang hält. Dies glauben nur 50% der Eltern mit einem und 56% der Eltern mit zwei Kindern (Institut Allensbach 2004, S. 79). Auch Rille-Pfeiffer u.a. kommen in ihrer qualitativen Studie zu der These, dass die Stabilität einer Partnerschaft die Entscheidung von Paaren zu dritten und weiteren Kindern begünstigt (Rille-Pfeiffer 2009, S. 74).

4.5.2 Die Bedeutung von Religiosität

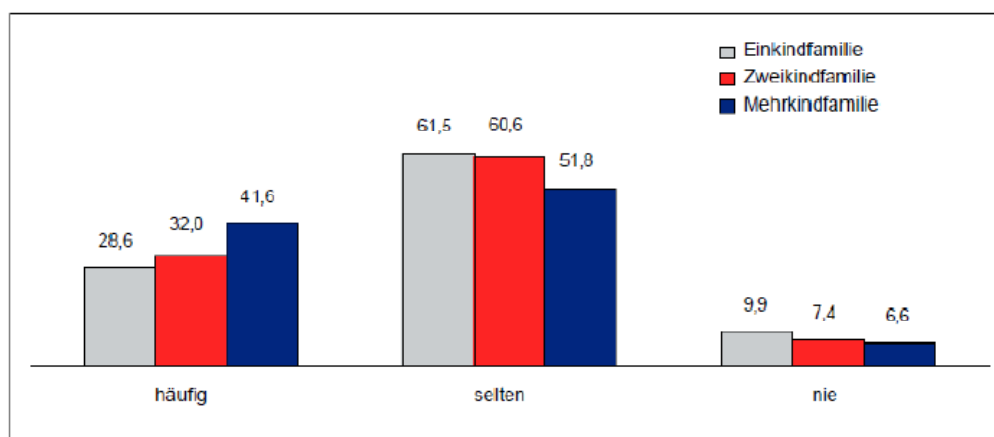
Für die These, dass wichtige Voraussetzungen für Mehrkinderfamilien auf der Ebene von subjektiven Orientierungen und Werten sowie deren Verankerung in der Lebensführung liegen, spricht auch, dass sich Mütter mit mehr als zwei Kindern durch eine überdurchschnittliche Nähe zu Kirche und Religion auszeichnen. Religiosität und religiöse Praxis sind häufig eng mit familienzentrierter Lebensführung und einer hohen Bedeutung von Kindern verknüpft. Dieser Zusammenhang wird auch in den Ergebnissen der Methodenstudie des DJI (2007) zur Religiosität von Müttern und der Familiengröße bestätigt.

Abbildung 40: Bedeutung von Religion nach Familiengröße in %



Einkindfamilien (N=359), Zweikindfamilien (N=1.462), Mehrkinderfamilien (N=1.010), gewichtet

Abbildung 41: Mutter-Kind-Gespräche über religiöse Fragen nach Familiengröße in %



Einkindfamilien (N=359), Zweikindfamilien (N=1.462), Mehrkinderfamilien (N=1.010), gewichtet

Quelle: DJI-Surveydaten 2007 – Infas Herbsthebung (Mütterbefragung)

Religiöse Verwurzelung und eine religiös gefestigte Weltsicht scheinen für die Bereitschaft zur Gründung einer Familie mit mehreren Kindern bedeutsam zu sein. Mütter mit drei und mehr Kindern sind deutlich religiöser als Mütter mit einem oder zwei Kindern. Auf die Frage "Wie wichtig ist Gott in Ihrem Leben" antworten 32% der Mütter aus Mehrkinderfamilien, dass

Gott für sie sehr wichtig ist; bei den Müttern mit einem und zwei Kindern sind dies nur 15 bzw. 17%. Für ziemlich oder völlig unwichtig für das eigene Leben halten Gott dagegen fast doppelt so viele Mütter mit einem Kind (21%) bzw. zwei Kindern (17%) als Mütter mit drei und mehr Kindern (12%).

Religiosität spielt aber nicht nur in der Orientierung von Müttern mit mehr als zwei Kindern eine wichtige Rolle, sondern schlägt sich auch in der Alltagspraxis nieder. Mütter mit drei und mehr Kindern sind nicht nur deutlich religiöser als Mütter mit ein und zwei Kindern. Sie sprechen auch zu einem höheren Anteil mit ihrem Kind über religiöse Fragen (42%) als Mütter mit weniger Kindern (29 bzw. 32%).

Brose (2006) gelangt mit Daten des DJI-Familiensurveys bezüglich der Realisierung von Kinderwünschen zu der Schlussfolgerung, dass Protestanten und Katholiken auch unter Kontrolle von sozioökonomischen Merkmalen im Schnitt um 0,25 Kinder reicher sind als Personen ohne religiöse Zugehörigkeit. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in vielen anderen Ländern Europas wünschen sich christlich-religiös integrierte Mütter mehr Kinder und haben auch mehr Kinder als nicht religiöse (vgl. Berghammer 2009). Dabei erweist sich auch im europäischen Kontext nicht die bloße Konfessionszugehörigkeit als relevant, sondern die aktive Teilnahme am Gemeindeleben (gemessen am regelmäßigen Kirchgang) (Berghammer 2008, S. 3). Die Autorin erklärt dies damit, dass Familie und Kinder im Christentum von zentraler Bedeutung sind. Sie führt die Betonung der Mutterrolle, die Hochschätzung der Ehe (vgl. dazu auch Brose 2006) und die Skepsis gegenüber Abtreibungen und „künstlicher“ Verhütung in manchen christlichen Kirchen als Ursache an. Sie vermutet zudem, dass die Zugehörigkeit zum Netzwerk der Kirchengemeinde die Selbstverständlichkeit einer großen Familie absichert und dass das Gemeinденetzwerk Unterstützung im Falle von Überlastung gewährt (vgl. ebenda). Diesen Netzwerkeffekten auf Kinderwunsch und realisierte Fertilität, aufgegliedert in Effekte der sozialen Unterstützung, des sozial-normativen Drucks, des sozialen Lernens, und der sozialen Ansteckung (Keim/Klärner/Bernardi 2009, S. 897) wird in Zukunft verstärkt, gerade in Bezug auf die Konstellationen der Entstehung von Mehrkinderfamilien nachzugehen sein. Auch die Frage, inwiefern Netzwerke religiöser oder anderer Natur „fertilitätsrelevantes soziales Kapital“ zur Verfügung stellen können, gehört zu wichtigen zukünftigen grundlagen- wie anwendungsbezogenen Fragestellungen (vgl. Bühler 2007).

4.5.3 Die Bedeutung von Erfahrungen mit Kindern in der Herkunftsfamilie und im Alltag

Für die Realisierung einer großen Familie scheinen überdies eigene aktuelle Kontakte mit Kindern und eigene Erfahrungen in der Herkunftsfamilie von Bedeutung zu sein. Beides erweist sich schon für den *Wunsch* nach einer großen Familie als relevant. Auch wenn nicht alle Studien zu diesem Ergebnis kommen – Eggen/Rupp (2006) fanden beispielsweise keine eindeutig gerichteten Effekte – gibt es doch deutliche Anhaltspunkte für einen positiven Zusammenhang.

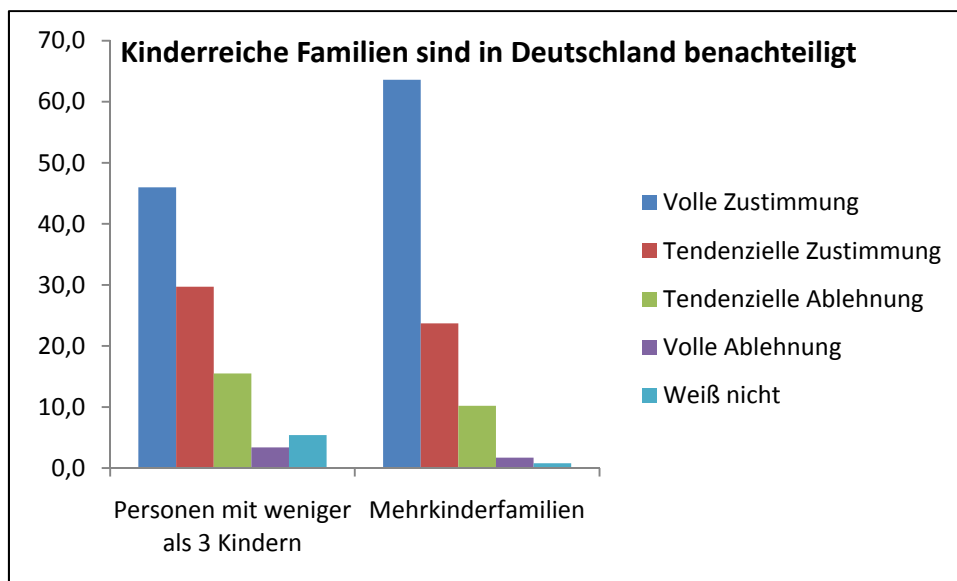
Zum Beispiel wünschen sich junge kinderlose Männer in der DJI-Studie „Wege in die Vaterschaft“ (vgl. Zerle/Krok 2008) überdurchschnittlich häufig drei oder mehr Kinder, wenn sie selbst mit mehreren Geschwistern aufgewachsen sind oder wenn sie aktuell mehrmals in der Woche Kontakt zu Kindern haben. Die oben genannte günstige Konstellation in der *Herkunftsfamilie* führt dazu, dass 37% der jungen Männer sich eine Familie mit drei und mehr Kindern wünschen. Bei regelmäßigem *aktuellen* Kontakt mit Kindern streben immerhin 30% der jungen Männer eine Mehrkinderfamilie an (Zerle/Krok 2008, S. 125ff). Die Erfahrungen mit einer größeren Zahl eigener Geschwister aufgewachsen zu sein, befördert nicht nur den *Wunsch* nach einer großen Familie, sondern offensichtlich auch dessen *Realisierung*. Dies belegt Bien (2007), indem er zeigt, dass Paare überdurchschnittlich häufig eine Mehrkinderfamilie gründen, wenn sie selbst in großen Familien aufgewachsen sind. Eltern mit fünf und mehr eigenen Kindern hatten zu 40% drei und mehr Geschwister. Dasselbe gilt nur für 11% der Kinderlosen (Bien 2007, S. 37). Zumindest in zwei qualitativen Studien wurde ebenfalls herausgearbeitet, dass Befragte, die ihre Erfahrungen mit den eigenen Geschwistern positiv bewerteten, auch häufiger den Wunsch nach einer eigenen großen Familie artikulierten (vgl. Geller 1997; Rille-Pfeiffer 2009, S. 74f).

4.6 Gründe, die aus Sicht von Eltern gegen eine Familienerweiterung sprechen

Wie im Abschnitt 4.7 dargestellt wird, werden nicht alle Kinder, die geboren werden, geplant. Dennoch kann man Eltern danach fragen, welche Gründe aus ihrer Sicht derzeit gegen eine Familienerweiterung sprechen. So gefragt nennen die meisten (50%) als Grund, dass sie die für sie ideale Kinderzahl schon erreicht haben. Dies spricht vielleicht für die Handlungsrelevanz einer vorgängigen Festlegung der Paare auf eine ideale Kinderzahl. Wir wissen in diesem Fall allerdings nicht, auf welchen Erwägungen diese Festlegung basiert. An zweiter Stelle, in 36% der Fälle, nennen Eltern als Grund gegen ein weiteres Kind, dass dies eine große finanzielle Belastung wäre. Von 25% der Befragten wird schließlich als Grund genannt, dass der Partner bzw. die Partnerin kein weiteres Kind möchte. Es folgt die Aussage von 23% der Befragten, dass ihre jetzige Wohnung bzw. ihr Haus zu klein wird. 22% sagen, dass sie sich Freiräume erhalten wollen, 21% bezweifeln, noch die Kraft und die Nerven für ein weiteres Kind zu haben. Für 19% scheint schließlich relevant, dass ihre eigenen beruflichen Pläne nur schwer mit einem weiteren Kind vereinbar sind, 18% konstatieren, dass Partner bzw. Partnerin berufliche Nachteile hätte (Institut Allensbach 2004, S. 35). Damit sind die acht am häufigsten genannten Gründe aufgeführt, die aus Sicht von Eltern gegen weitere Kinder sprechen. Sie machen das Spektrum der Befürchtungen deutlich. Es reicht von finanziell schwer zu verkraftenden Belastungen über beengte Wohnverhältnisse bis zur zeitlichen und kräftemäßigen Überforderung. Hinzu kommen Befürchtungen, Beruf und Familie nicht mehr miteinander vereinbaren zu können.

Rund 50% der Bevölkerung glaubt, dass in unserer Gesellschaft Mehrkinderfamilien benachteiligt werden. Auch dies könnte für Eltern gegen eine weitere Vergrößerung ihrer Familie sprechen. Tatsächlich lassen sich Eltern von drei und mehr Kindern von der Annahme, Mehrkinderfamilien seien in Deutschland benachteiligt, allerdings offensichtlich nicht abhalten, mehr Kinder als andere Eltern zu bekommen. Die Eltern von Mehrkinderfamilien sind *keineswegs seltener* als andere der Auffassung, es gäbe eine Benachteiligung von Familien mit drei und mehr Kindern. Sie sind vielmehr häufiger von der Existenz dieser Benachteiligung überzeugt (vgl. Abb. 42).

Abbildung 42: Zustimmung zu der Aussage „Kinderreiche Familien sind in Deutschland benachteiligt“ in %



Quelle: DJI-Methodenstudie (Infratest) 2007; N=1.036 (N=918 mit weniger als 2 Kindern oder ohne Kinder; N=118 mit drei und mehr Kindern)

4.7 „Geplante“ und „ungeplante“ Mehrkinderfamilien

Während manche theoretischen Modelle nahelegen, dass Kinder für ihre Eltern „strategische Zwischengüter“ zur Befriedigung verschiedener Grundbedürfnisse sind (vgl. Nauck 2001; vgl. Abschnitt 4.4), und Befragungen oft so angelegt sind, als ob man die Gründe für eine „Entscheidung“ zum (weiteren) Kind abfragen könnte, wird offensichtlich nur ein Teil der Kinder bewusst geplant. Es ist mittlerweile umstritten, ob der gesamte Prozess der Familiengründung von Beginn an als Entscheidung modelliert werden kann. Eine rational abgewogene und im Lebenslauf bewusst platzierte Familiengründung und -erweiterung scheint jedenfalls keine allgemein gültige Norm zu sein (vgl. auch Burkart 1994): Nur 48% der 18- bis 44-Jährigen sind der Ansicht, „man sollte Kinder genau planen“ (Institut Allensbach 2004, S. 22). Für die USA wird geschätzt, dass ungefähr die Hälfte aller Schwangerschaften geplant, die andere aber ungeplant eintritt.

Um die Genese von Mehrkinderfamilien zu verstehen, sind Befunde

über den Grad der Planung erster, zweiter und weiterer Kinder von besonderem Interesse. Rille-Pfeiffer u.a. (2009), die den Übergang zum dritten Kind in einer qualitativen Studie untersuchen, kommen in ihren Fallanalysen zu dem Ergebnis, dass die dritten Kinder meist nicht das Ergebnis einer bewussten Entscheidung des Paares sind, sondern „passieren“ (Rille-Pfeiffer u.a. 2009, S. 75). Die Studien von Helfferich (2002) bieten für diese These eine partielle Bestätigung. Sie zeigen, dass dritte Kinder in der Regel nicht im gleichen Umfang wie erste und zweite Kinder gewollt sind, wenn sie sich mit einer Schwangerschaft ankündigen. Ein Kinderwunsch lag nach Auskunft von Frauen mit mindestens drei Kindern vor der Geburt des dritten Kindes bei 28% der Frauen und 36% ihrer Partner *definitiv nicht* vor. Die ersten und besonders die zweiten Kinder kommen seltener ungeplant und ungewollt zur Welt als die dritten (vgl. Abb. 43).

Abbildung 43: Kinderwunsch der Frau und ihres Partners beim Eintreten der ersten, zweiten und dritten Schwangerschaft in %

ERSTES BIS DRITTES KIND								
nach Kinderwunsch der Frau und ihres Partners								
		Kinderwunsch der Frau				Kinderwunsch des Mannes		
		stark (1)	mittel-positiv (2, 3)	kein Wunsch (4, 5, 6)		stark (1)	mittel-positiv (2, 3)	kein Wunsch (4, 5, 6)
1. Kind	n=907	50,4	28,5	21,1	n=900	44,2	29,6	26,2
2. Kind	n=566	62,4	26,1	11,5	n=560	58,0	27,9	14,1
3. Kind	n=120	44,2	27,5	28,3	n=119	40,3	23,5	36,1

Quelle: Datensatz frauen leben 1998. 1. Kind n=907, 2. Kind n=566, 3. Kind n=120 (Angaben in Prozent)

Quelle: Helfferich 2002, Abbildung 113, S. 261

Auch weitere Daten aus Helfferichs Studie belegen, dass die dritten Kinder seltener gewollt sind als die vorangegangenen. Auf die Schwangerschaft, die zum dritten Kind führte, reagierten nach eigenen Angaben 50% der Mütter „sehr erfreut“, 29% „mittel-erfreut“ und 22% „nicht erfreut“. Damit ist die Freude über die Schwangerschaft vor dem dritten Kind deutlich verhaltener als vor dem ersten und zweiten Kind (Helfferich 2002, S. 262).

Basiert die Studie von Helfferich 2002 allein auf Auskünften von Frauen, so kann die 2005 von ihr durchgeführte Befragung von Männern den Eindruck bestärken, dass dritte Kinder auch aus Sicht von Vätern seltener gewollt sind als erste und zweite Kinder. Von den dritten Kindern waren nur 55% auf den Zeitpunkt hin gewollt. 20% der Väter bezeichneten die dritte Schwangerschaft als nicht gewollt und 11% standen ihr zwiespältig gegenüber. Diese Befunde beruhen auf Befragungen, die sich nur auf die geborenen Kinder beziehen. Fälle von Schwangerschaftsabbruch sind hier nicht Gegenstand (Helfferich 2005, S. 191).

Man kann zusammenfassend davon ausgehen, dass der Übergang zum dritten Kind von einem Viertel oder sogar einem Drittel der Eltern nicht geplant war (vgl. Barber/East 2009).

Neben Eltern, die sich schon früh eine große Familie wünschen und realisieren, gibt es also auch andere, die ihre Familie eher ungewollt zur Mehr-

kinderfamilie erweitern. Wurde diese Gruppe auf der Basis der Befunde des Bamberger Ehepaarpanels auf mindestens 15% der Mehrkinderfamilien geschätzt, so ist nach den Daten von Helfferich eher von einem Drittel ungeplanter Mehrkinderfamilien auszugehen.

Helfferich wertet den Übergang zum dritten Kind als ein häufig ebenso kritisches Lebensereignis wie den Übergang in die Elternschaft mit der Geburt des ersten Kindes. Sie führt dies einerseits auf die bekannte Norm der 2-Kind-Familie zurück, die den Übergang zur „kinderreichen“ Familie ins Bewusstsein heben dürfte. Ihre Untersuchung zeigt allerdings auch, dass die befragten Mütter ihre Schwangerschaften mit dem dritten Kind im Lichte schwieriger Partnerschaften und anderer kritischer Situationen problematisieren. Bezogen auf den Übergang zum dritten Kind werden besonders häufig beengte Wohnverhältnisse und ein notwendiger Umzug erwähnt (Helfferich 2002, S. 267). Barber/East (2009) verweisen auf einen weiteren Aspekt, dass nämlich unerwünschte und ungeplante Kinder weniger elterliche Ressourcen erhalten als erwünschte und geplante. Ihre Analysen mit Daten des „National Longitudinal Survey of Youth Data“ (UK) zeigen, dass unerwünschte und ungeplante Geschwisterkinder weniger kognitive und emotionale Ressourcen erhalten als erwünschte Geschwisterkinder.

Die „Entscheidung“ zum dritten Kind und zu weiteren Kindern wirft für die Wissenschaft besondere Fragen auf, weil im *value-of-children-Ansatz*, an dem sich die Familienforschung heute vielfach orientiert, der Wert von Kindern für ihre Eltern heute in der Regel nicht mehr in ihrer ökonomischen, sondern in ihrer psychischen Funktion gesehen wird. Während bei einem ökonomischen Wert von Kindern, davon auszugehen ist, dass jedes weitere Kind einen weiteren ökonomischen Nutzen bringt, ist dies bezogen auf den psychischen Wert von Kindern kaum zu erwarten. Insofern ist plausibel, dass angesichts des Zugangs zu sicheren Verhütungsmitteln weniger große Familien entstehen und dass dritte Kinder und womöglich auch die Kinder, die auf die dritten folgen, häufiger ungewollt sind, als die ersten und zweiten. Dass ein größerer Teil der dritten Kinder für ihre Eltern ungeplant kommt, ändert nichts daran, dass sich ein anderer Teil der Eltern mit drei und mehr Kindern, und zwar die Mehrheit dieser Eltern, schon sehr früh ganz dezidiert eine Mehrkinderfamilie wünscht.

Im Zusammenhang mit der Darstellung der Geplantheit von Mehrkinderfamilien soll abschließend nicht unerwähnt bleiben, dass ein Teil der Mehrkinderfamilien erst durch eine Trennung und die Neuformierung von Familien entsteht und damit ebenfalls ein Familiengründungsmuster der Ungeplantheit vorliegt (Nauck 1995, S. 148): In den Patchwork- oder Stieffamilien leben zum Teil Kinder, die nicht in ihrer aktuellen Familie, sondern in ganz anderen Paar- bzw. Eltern-Kind-Konstellationen geplant, zugelassen und geboren wurden.

4.8 Auf einen Blick

- Die Entstehung von Mehrkinderfamilien unterscheidet sich von Anfang an – und nicht nur durch die Fortsetzung der Familienerweiterung – von der Entstehung kleinerer Familien. Der Genese von Mehrkinderfamilien gehen häufiger als der anderer Lebensformen ein früher Auszug aus dem

Elternhaus, eine frühe Erstelternschaft und eine von Anfang an dichte Geburtenfolge der Kinder voraus.

- Heute wünschen sich ca. 15% der 20- bis 39-jährigen Frauen und Männer eine Mehrkinderfamilie.
- Aus Kinderwünschen der jungen Generation lässt sich nicht ohne weiteres auf die Realisierung dieser Wünsche und die Zahl der künftigen Kinder schließen. Diese Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit lässt sich durch ein Bündel von Faktoren erklären: Die *früher einmal* gewünschte Kinderzahl bleibt im Lebenslauf keineswegs stabil, sondern nimmt ab. Kinder, die *aktuell* gewünscht werden, werden nicht alle geboren, weil Paare ihren Kinderwunsch oft nur unter bestimmten, für sie günstigen Bedingungen realisieren wollen. Kinder, die geboren werden, sind keineswegs alle geplant. Zum Teil werden *aktuell* gewünschte Kinder auch deshalb nicht geboren, weil dies aus biologisch-medizinischen Gründen nicht möglich ist.
- Beschränkt sich das subjektiv als geeignet empfundene Zeitfenster für Familiengründung und -erweiterung auf fünf bis maximal acht Jahre, dann bleibt für Mehrkinderfamilien wenig Zeit im Lebenslauf.
- Die Paare, die später drei und mehr Kinder haben, unterschätzen keineswegs die Einschränkungen, die sie für eine große Familie auf sich nehmen müssen. Sie schätzen auch ihr Umfeld keineswegs kinderfreundlicher ein. Vielmehr sind sie häufiger bereit, die Einschränkungen ihrer finanziellen und zeitlichen Spielräume in Kauf zu nehmen. Überdies sind ihnen Konsum und Wohlstand weniger wichtig
- Es sind zwei Familiengründungsmuster zu unterscheiden: Zum einen artikulieren Eltern in Mehrkinderfamilien im Vergleich zu Befragten, die später ein oder zwei Kinder haben, schon zu Beginn der Ehe einen höheren Kinderwunsch und verfolgen auch zeitlich konkretere Pläne zur Realisierung. Ein großer Teil der Eltern mit mehr als zwei Kindern hat sich schon vor der Heirat für eine große Familie ausgesprochen und relativ früh mit der Familiengründung begonnen. Mehr als 15% der Paare hatte eine Mehrkinderfamilie aber nicht geplant. Eventuell ist dieser Anteil sogar auf ein Drittel zu schätzen.
- Die Genese einer Mehrkinderfamilie wird durch eine stabile Partnerschaft begünstigt. Ein sehr hoher Prozentsatz (72%) der Eltern von drei und mehr Kindern ist davon überzeugt, dass ihre Partnerschaft ein Leben lang hält.
- Eine kirchliche Bindung von Müttern steht in einem positiven Zusammenhang mit der Zahl ihrer Kinder. Dabei erweist sich auch im europäischen Kontext weniger die bloße Konfessionszugehörigkeit als vielmehr die aktive Teilnahme am religiösen Leben als relevant.
- Für die Realisierung einer Mehrkinderfamilie sind eigene aktuelle Kontakte mit Kindern und eigene Erfahrungen in der Herkunftsfamilie mit Geschwistern von Bedeutung. Beides erweist sich als förderlich sowohl für den *Wunsch* nach einer Mehrkinderfamilie als auch für dessen Realisierung. Eltern mit fünf und mehr eigenen Kindern haben zu 40% drei und mehr Geschwister. Dasselbe gilt nur für 11% der Kinderlosen.

- Aus der Perspektive von Eltern sprechen eine Reihe von Gründen gegen weitere Kinder: 50% der Eltern sagen, dass sie bereits die gewünschte Kinderzahl erreicht haben, 36% nennen die zusätzlichen finanziellen Belastungen, 25% führen Uneinigkeit in der Partnerschaft über die mögliche Familienerweiterung an, für 23% sind beengte Wohnverhältnisse ein Hindernis, 22% befürchten den Verlust von Freiräumen, ebenso viele geben an, den Sorgen, zeitlichen und kräftemäßigen Anforderungen nicht (mehr) gewachsen zu sein. Hinzu kommen Befürchtungen, Beruf und Familie nicht mehr miteinander vereinbaren zu können. Inwieweit diese Gründe auch real dazu führen, die Familie nicht zu erweitern, ist damit nicht gesagt.
- Dritte Kinder sind von ihren Eltern seltener geplant und gewollt als erste und zweite.
- Die Qualität der Paarbeziehungen und gesellschaftliche Bedingungen spannen den Rahmen, in den ein Leben mit mehreren Kindern eingebettet ist. Fragt man Männer und Frauen danach, welche Voraussetzungen notwendig sind, um eine Familie zu gründen und was aus ihrer Sicht gegen eine Familiengründung spricht, so wird man genau auf diese Bedingungen verwiesen. Tatsache ist jedoch, dass Paare, die eine Mehrkinderfamilie planen und realisieren, keine besseren Bedingungen als die anderen vorfinden. Die Paare, die gerne eine große Familie haben möchten, erweitern ihre Familie auch unter ungünstigen Bedingungen. Sie lassen sich durch ungünstige Bedingungen von ihrem Vorhaben nicht abbringen. Viele große Familien entstehen allerdings auch ungeplant und ungewollt und damit ebenfalls unabhängig von äußeren Rahmenbedingungen.
- Gute strukturelle Rahmenbedingungen sind vor allem für die Bewältigung des Lebensalltags und die Entwicklung der Kinder in dieser Familienform wichtig. Ob sie jedoch die aktive Entscheidung für ein drittes und weiteres Kind begünstigen, scheint eher fraglich.

5 Resümee

5.1 Typen von Mehrkinderfamilien

An vielen Stellen des Berichts wird deutlich, dass Mehrkinderfamilien keine homogene Gruppe sind, sondern eine große Vielfalt aufweisen. Sie bündeln zwar im Durchschnitt bestimmte Merkmale in Bezug auf ihre Lebenslage und sozioökonomische Situation, die Alltagsgestaltung und die Familiengründung. Doch die Mehrkinderfamilie gibt es nicht. Diese Feststellung ist nicht nur wissenschaftlich von Bedeutung, sondern vor allem eine wichtige Orientierungsmarke für die Formulierung von Bedarfen der Mehrkinderfamilien und darauf bezogener Unterstützungsleistungen.

Ansatzpunkte für eine differenzierte Betrachtung von Mehrkinderfamilien haben Eggen/Rupp (2006) vorgelegt. Sie unterscheiden drei Typen von Mehrkinderfamilien entlang der Dimensionen Bildung, wirtschaftliche Situation und Migration: Mehrkinderfamilien mit niedrigem Bildungsstand der Eltern in ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen, Mehrkinderfamilien mit gut gebildeten und ausgebildeten Eltern in wirtschaftlich günstigen Verhältnissen sowie Mehrkinderfamilien mit Migrationshintergrund.

Die hier durchgeführten Analysen zeigen, dass über die Dimensionen

- Bildung und berufliche Ausbildung der Eltern
- wirtschaftliche Situation (Einkommen, Wohnverhältnisse, Haushaltsausstattung) und
- Migrationshintergrund

hinaus weitere differenzierende Dimensionen zu berücksichtigen sind:

- regionale Platzierung (Ost-West, verdichtete Regionen)
- Lebensform (Ehe, Einelternfamilie, Nichteheleiche Lebensgemeinschaft, Stiefeltern/Patchworkfamilien)
- Erwerbskonstellationen der Eltern
- Arbeitsteilungsmuster in Haushalt und Familie
- Familiäre Lebensführung
- Beziehungsqualität der Familienmitglieder
- Einschätzung von Belastungen
- Planungsgrad und Erwünschtheit der Elternschaft sowie Orientierungen der Eltern
- Alter der Eltern und Kinder (Familienphase)
- Geburtenabstände („Spacing“)

Erst die Kombination dieser Dimensionen, der Familienmorphologie, also der Größe und Zusammensetzung, der familialen Lebensführung, der Qualitäten der Familienbeziehungen, den subjektiven Orientierungen und Einschätzungen, den Familiengründungsprozessen und damit auch der Familienbiographie sowie der sozial-ökologischen Einbettung schafft ein tiefen-

scharfes und alltagsnahes Bild der Lebensbedingungen und des Familienalltags von Mehrkinderfamilien. Sichtbar werden komplexe, mehrdimensionale *Typen von Mehrkinderfamilien*. Bei diesen überlagern sich die einzelnen Merkmale, verstärken oder schwächen sich gegenseitig ab und können zu spezifischen Problemlagen und Überlastungen sowie Vulnerabilitäten führen. Wir spannen im Folgenden beispielhaft einen Raum von mehrdimensionalen, verdichteten Idealtypen mit besonderem Unterstützungsbedarf auf, der auf der Basis zukünftiger Forschung hinsichtlich der Struktur und der quantitativen Besetzung der einzelnen Typen zu validieren ist.

Idealtyp 1: Die junge, bildungsschwache, ressourcenarme Mehrkinderfamilie

Eltern von drei und mehr Kindern sind überdurchschnittlich häufig besonders jung. Gleichzeitig erfolgen die Geburten dicht hintereinander. Qualifizierungsprozesse als Voraussetzung für eine Erwerbstätigkeit und Absicherung der materiellen Situation sind nicht abgeschlossen oder gar nicht erst begonnen. Frühe Schwangerschaften führen häufig zum Abbruch der Ausbildung. *Besonders prekär ist die Situation von Eltern mit vier und mehr Kindern*. Es häufen sich finanzielle Risiken sowie Belastungen aufgrund der Überforderung der Eltern in der alltäglichen Lebensführung, bei der Betreuung und Erziehung der Kinder sowie aufgrund von Konflikten in der Partnerschaft. Hier besteht neben der materiellen Unterstützung vor allem Bedarf an passgenauer Beratung und Hilfe bei der Alltagsbewältigung und Kinderbetreuung, an Möglichkeiten der Weiterqualifizierung der jungen Mütter und Väter sowie an einer besseren Vereinbarkeit von beruflicher Qualifikation und früher Elternschaft.

Idealtyp 2: Die Mehrkinderfamilie in ressourcenarmen regionalen Umwelten und Wohnräumen

Es macht einen Unterschied, wo die Familien leben, ob auf dem Land oder in stark verdichteten Regionen, und wie sie wohnen. Zahlreiche Angebote für Familien und deren Lebensführung, insbesondere im kulturellen und Bildungsbereich, sind in verdichteten Räumen in der Nähe von Zentren besser erreichbar und erschließbar. Aber auch der Wohnraum, der Familien zur Verfügung steht (beispielsweise ein eigener Raum und damit Gestaltungsmöglichkeiten für jedes Kind), ist von Bedeutung.

Idealtyp 3: Die Patchwork-Mehrkinderfamilie

Besondere Herausforderungen stellen sich für Mehrkinderfamilien, die durch Stiefelternschaft entstehen. Hier kommen zu den genannten allgemeinen Merkmalen spezielle familiendynamische Prozesse durch verschiedene Familiensysteme hinzu (vgl. Sieder 2008), nämlich die Aushandlung von Rollen, Loyalitäten und Zuständigkeiten in der zusammengesetzten Familienkonstellation. Bei Patchworkfamilien bestehen ferner besondere Anforderungen an die Organisation des Familienlebens und Familienalltags mit Kindern unterschiedlicher Eltern. Dies betrifft sowohl die Geschwisterbeziehungen als auch die Eltern-Kinder-Ebene. Besondere Herausforderungen stellen sich dabei aufgrund von Multilokalität.

Idealtyp 4: Die große Einelternfamilie

Es gibt zahlreiche Hinweise dafür, dass Einelternfamilien, überwiegend alleinerziehende Mütter mit mehr als drei Kindern, besonders belastet sind und Risiken kumulieren. Sie leben besonders häufig in prekären materiellen Verhältnissen und sind häufiger erwerbstätig als Mütter von drei und mehr Kindern im Durchschnitt.

Die Bedeutung der unterschiedlichen Lebenskonstellationen von Mehrkinderfamilien für die familiäre Lebensführung und die Gestaltung des Familienalltags tritt nochmals schärfer hervor, wenn die damit verbundenen Handlungsspielräume berücksichtigt werden. In Anlehnung an das Konzept der Spielräume von Nahsen (1970), von Chassée u.a. (2007) auf kindliche Lebenslagen übertragen, lässt sich unterscheiden zwischen dem Einkommens- und Versorgungsspielraum, dem Lern- und Erfahrungsspielraum, dem Kontakt- und Kooperationsspielraum, Regenerations- und Mußespielraum sowie dem Dispositions- und Entscheidungsspielraum. Die Spielräume, die die Familien und die einzelnen familialen Akteure haben, unterscheiden sich je nach Typus der Mehrkinderfamilie und ergeben ihre je spezifischen Ressourcen und Bedarfe.

5.2 Mehrkinderfamilien – eine spezielle soziale Ökologie des Aufwachsens und Familienlebens?

Was lässt sich über Mehrkinderfamilien als soziale Ökologien des Aufwachsens sagen? Stellen sie vor allem ein Risiko für das Aufwachsen von Kindern, die familiäre Lebensführung und die Lebensbedingungen der Mütter und Väter dar? Generell kann darauf nicht geantwortet werden, zumal die Forschungslage nicht eindeutig ist. Fest steht, dass erst das Geflecht mit weiteren Faktoren wie Bildung der Eltern, materiellen und sozialen Ressourcen sowie im gelebten Familienalltag die je konkrete Ausprägung der sozialen Ökologie, die den Kindern, aber auch den Müttern und Vätern Anregungen und Spielräume öffnet, die Qualität der „proximalen“, d.h. Entwicklungen fördernden Prozesse (vgl. Bronfenbrenner/Morris 2000) fördert oder diese einschränkt.

Ein Befund ist sehr deutlich: Es zeigen sich im Durchschnitt weder große Unterschiede im Familienalltag noch in der Beziehungsqualität nach der Familiengröße. Mehrkinderfamilien sind ganz normale Familien. Die Perspektive auf die besonderen Merkmale von Mehrkinderfamilien unterstellt, dass Mehrkinderfamilien grundlegend anders sind als Ein- und Zweikinderfamilien. Es gibt jedoch aufgrund unserer Befunde zum Familienalltag und der Qualität der Beziehungen keinen Grund, Mehrkinderfamilien zu stigmatisieren. Es gibt allerdings spezifische Konstellationen, die besondere Unterstützungsbedarfe haben und durchaus als prekär einzuschätzen sind: Einelternfamilien mit drei und mehr Kindern sowie Familien in Armut, sie können Eltern erheblich überfordern.

Einzelkinder werden häufig für die Gewinner gehalten im Vergleich mit Kindern aus Zwei- oder Mehrkinderfamilien. Unsere Ergebnisse verweisen auf einen anderen Zusammenhang: Unter den gegebenen Bedingungen der Familien-, Gleichstellungs- und Bildungspolitik sowie der Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie scheinen Zweikinderfamilien die besten Entwicklungsmöglichkeiten und Ressourcen für alle Familienmitglieder zu bieten – sowohl für die kognitive Entwicklung der Kinder und ihren Schul- wie weiteren Erwerbsverlauf als auch für die Eltern. Insbesondere ist es bis zu zwei Kindern für Eltern, vor allem für Mütter noch einigermaßen möglich, berufliche und familiäre Tätigkeit miteinander zu verbinden, was dann wieder den Kindern positiv zugutekommt, wie die einschlägige Forschung zeigt (vgl. Goldberg/Prause 2008; Röhr-Sendlmaier 2009). Dieser positive Effekt mütterlicher Erwerbstätigkeit beruht dabei zum einen auf den zusätzlichen ökonomischen Ressourcen, zum anderen aber auf den in der Arbeitswelt gewonnenen Kompetenzen und sozialen Einbettungen. Damit ist nochmals zu unterstreichen, dass es weniger die Familienstruktur als solche ist, die über Entwicklungsverläufe von Kindern bestimmt – vielmehr ist das Passungsfähigkeit von Familienstruktur und Ressourcenangeboten in einer Gesellschaft entscheidend. Dass Eltern dies ebenso einschätzen, zeigt sich auch in der Tatsache, dass Familien mit zwei Kindern für ideal gehalten werden.

5.3 Ressourcen und Bedarfe von Mehrkinderfamilien – Handlungsempfehlungen

Es stellt sich erstens die Frage, wie Mehrkinderfamilien in ihrem Alltag und bezogen auf die Entwicklungschancen für Kinder unterstützt werden können. Zum zweiten ist zu reflektieren, wie Paare, die eine große Familie gründen wollen, unterstützt werden können. Aufgrund der unterschiedlichen Typen von Mehrkinderfamilien erscheint ein Policy Mix (vgl. Siebter Familienbericht 2006) dringend erforderlich. Bei der Konzipierung von Unterstützungen für Mehrkinderfamilien sind vor allem die unterschiedlichen Typen von Mehrkinderfamilien mit ihren je spezifischen Bedarfen und Belastungen zu berücksichtigen. Das bedeutet exemplarisch für einzelne Formen der Unterstützung:

- Flexible, verlässliche und bedarfsgerechte Betreuungsmöglichkeiten für Kinder jeden Alters sind nicht nur für diejenigen Familien, in denen beide Eltern erwerbstätig sind, von großer Bedeutung. Institutionelle Betreuung ist für alle Mehrkinderfamilien wichtig. Aufgrund der je nach Alter der Kinder unterschiedlichen Eingebundenheit in Kita, Schule etc. bieten sich besonders integrierte Betreuungsangebote aus einer Hand an, wie sie von Familienzentren angeboten werden (vgl. Rauschenbach/Heitkötter/Diller 2008).
- Die gesamte neue Literatur zur Schnittstelle Arbeitswelt-Familie zeigt, dass nicht nur Mütter, sondern auch Väter Belastungen durch Vereinbarkeitsanforderungen, vor allem auch in zeitlicher Hinsicht, erleben (vgl. dazu Jurczyk/Schier u.a. 2009; Heitkötter/Jurczyk u.a. 2009). Daher

ist eine explizit auf familiäre Belange abgestimmte Zeitpolitik (vgl. dazu das zeitpolitische Memorandum des BMFSFJ 2009) auch ein wichtiger Beitrag zur Förderung von Mehrkinderfamilien. Das gilt besonders in Bezug auf die zeitliche Abstimmung der Angebote in den Kommunen.

- Junge und bildungsferne Mehrkinderfamilien in Armut sind besonders zu unterstützen: Neben der gezielten monetären Förderung ist nochmals die Notwendigkeit von Qualifizierungsmöglichkeiten für die häufig jungen Mütter und Väter hervorzuheben, vor allem als Voraussetzung für eine durch Erwerbstätigkeit abgesicherte materielle Lebensbasis.
- Diesen jungen Eltern von Mehrkinderfamilien eine schulische und berufliche Ausbildung zu vermitteln, ist notwendig, um die Chance auf eine Arbeitsmarktintegration zu erhöhen. Diese hat nicht nur positive Effekte auf die ökonomische Situation der Familie und der Kinder, sondern trägt auch zur Entwicklung und Sozialisation der Kinder bei.
- Für die familiendynamisch komplexen Mehrkinderfamilien, die im Rahmen von Patchworkkonstellationen entstehen, geht es um die Schaffung angepasster Beratungsmöglichkeiten, z.B. bezüglich der Bildungsmöglichkeiten der Kinder, der Chancen des Aufwachsens mit Geschwistern etc. Ein Schwerpunkt für die Zukunft ist dabei die Ausweitung der Beratung der Eltern im Hinblick auf ihre jugendlichen Kinder.
- Bezogen auf die Gründung von Mehrkinderfamilien sollte Paaren ein Überblick zu den Fördermöglichkeiten vermittelt werden, die Forschungsergebnisse zur Alltagsbewältigung breit disseminiert werden, um die (unbegründeten) Vorurteile und Imageprobleme zu beseitigen.
- Kinder am Übergang zum Jugendalter in Mehrkinderfamilien geraten meist aus dem Blick. Schulabschluss und die Übergänge in Ausbildung und Erwerbsleben sind wichtige Meilensteine für das spätere Leben. Wenn gleichzeitig mehrere Kinder in einer Familie in dieser Lebensphase sind, häufen sich die Herausforderungen an die Eltern und es bestehen spezifische Unterstützungsbedarfe.

Abschließend ist hervorzuheben, dass die Wirksamkeit solcher speziell auf Mehrkinderfamilien bezogenen Maßnahmenbündel sich sicherlich am besten entfalten kann, wenn sie Teil einer integrierten und übergreifenden allgemeinen Familienpolitik sind, die die Handlungsspielräume von Familien und damit deren Lebensqualität fördert.

5.4 Forschungsbedarf und weiterführende Perspektiven zum Thema Mehrkinderfamilien

Der vorliegende Forschungsüberblick macht deutlich, dass über die bekannten Befunde zum Zusammenhang von soziostrukturellen Rahmenbedingungen und Familiengröße hinaus mittlerweile einige belastbare Daten zu unterschiedlichsten Teildimensionen vorliegen. Gleichzeitig zeigen sich erhebliche Lücken im Gesamtbild. Vieles muss zudem aus internationalen Studien abgeleitet werden. Dies bleibt aufgrund der unterschiedlichen institutionellen Hintergründe und kulturellen Traditionen unbefriedigend. Einige der ausgesprochenen Forschungsempfehlungen/-lücken sind auch über

die engere Thematik Mehrkinderfamilien hinaus von Bedeutung:

1. Entwicklungschancen in Mehrkinderfamilien

Unterbelichtet sind die genauen Prozesse der Ressourcenverteilung – Finanzen, Aufmerksamkeit, kognitive Förderung in Mehrkinderfamilien – und deren Konsequenzen für unterschiedliche Entwicklungsbereiche der Kinder. Amerikanische Studien deuten darauf hin, dass es bestimmte Strategien zu geben scheint, wie in Mehrkinderkonstellationen Kinder unterschiedlich gefördert werden. Aber auch die Entwicklungsverläufe der Eltern sind wenig erforscht. Dies könnte sich insbesondere vor dem Hintergrund unserer Idealtypen von Mehrkinderfamilien lohnen. Die Konsequenzen der unterschiedlichen „Ausstattung“ mit Geschwistern sollten auch unter einer Lebenslaufperspektive untersucht werden, insbesondere auch vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklungen.

2. Interaktionsmuster und Aushandlungsprozesse

Wenig in der Tiefe erforscht sind die familialen Interaktionsmuster und die dahinter stehenden Strategien der Mütter und Väter in Mehrkinderkonstellationen. Vermehrt müssen überdies beide Partner hinsichtlich ihrer subjektiven Orientierungen und Aushandlungsprozessen in ihrer Wechselwirkung mit strukturellen, insbesondere natürlich ökonomischen Faktoren in den Blick genommen werden. Dazu sind die Perspektiven der Kinder einzubeziehen, um zu einem empirisch gesättigten Bild des Alltags in Mehrkinderfamilien zu gelangen. Dies erscheint auch mit Blick auf die Frage der Mediennutzung lohnend.

3. Detailstudien zum Alltag und zur Lebensführung nach Familiengröße und Lebensform

Es geht um Detailstudien zu den unterschiedlichen Anforderungen, die sich Familien mit unterschiedlichen Kinderzahlen bei der Organisation und Bewältigung des Alltags stellen. Hier bieten sich besonders qualitative Studien bzw. Studien mit „mixed methods“ an. Auch dabei ist der inneren Differenzierung der jeweiligen Familienstrukturen Rechnung zu tragen, also der Ressourcenstruktur von Einkind-, Zweikinder- und Mehrkinderfamilien. Neben solchen Studien zum Alltag, die aufgrund zu geringer Zellenbesetzungen in Repräsentativstudien in der Regel nicht möglich sind, bestehen weitere Forschungslücken bezüglich jugendlicher Kinder und Väter in Mehrkinderfamilien. Aber auch Längsschnittstudien zum Familienalltag in unterschiedlichen Familienphasen von der Gründung und Geburt über die Ablösung der Kinder erforderlich. Dabei ist besonders die Paarperspektive sowie die Perspektive der Kinder zu berücksichtigen. Ein weiteres unterbelichtetes Thema sind die Beziehungen und gegenseitigen Unterstützungen zur Großelterngeneration, also die Mehrkinderfamilie im Mehrgenerationennetz.

4. Familiengründungsprozesse

In Bezug auf die Frage, wie es zur Gründung von Mehrkinderfamilien

kommt, müssen Kinderwünsche und Planungsprozesse, den tatsächlichen Verläufen der Kinderwunschdiskurse zwischen den Partnern und dem Einfluss der untererforschten, aber aufgrund der bislang vorliegenden Indizien hoch relevanten Netzwerkkonstellationen näher nachgegangen werden.

5. Selbstbild von Mehrkinderfamilien

Eine weitere wichtige Frage für die Bedeutsamkeit des Phänomens müsste ebenfalls dringend eruiert werden: Inwieweit sind sich Mehrkinderfamilien ihres Mehrkinderstatus bewusst? Ist dies ein permanenter „Masterstatus“ oder wird dieses Bewusstsein nur aufgrund bestimmter außergewöhnlicher Bedarfslagen aktiviert? Wie unterscheiden die Kinder und die Eltern hinsichtlich dieser Selbstzuschreibungen? Inwiefern spielen bestimmte mediale Formate Rolle für die Selbstbilder der Eltern und Kinder eine Rolle?

6. Wahrnehmung und Einschätzung politischer Maßnahmen

Die Wahrnehmung familienpolitischer Maßnahmen von Eltern in Mehrkinderfamilien ist differenziert zu erheben, um die „Wirksamkeit“ in Bezug auf den Alltag abschätzen zu können. Dabei sind explizit auch die nicht-monetären Komponenten in den Blick zu nehmen werden, auch was andere, nicht-staatliche Akteure wie Betriebe angeht.

Bisher nicht untersucht sind ferner die Wahrnehmung und praktische Erfahrung mit Mehrkinderfamilien von Experten in Kommunen und Bildungsinstitutionen.

6 Anhang

6.1 Methodische Anlage DJI-Studien

Im Folgenden sind Informationen zu den DJI-Studien, auf die sich der Forschungsbericht bezieht, zusammengestellt.

6.1.1 Kurzinfo: DJI-Kinderpanel

Das DJI-Kinderpanel ist eine Längsschnittuntersuchung zum Aufwachsen von Kindern in Deutschland im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ).

Abbildung 44: Das DJI-Kinderpanel

Alter des Kindes	1. Welle	2. Welle	3. Welle
	Herbst 2002	Frühjahr 2004	Herbst 2005
11 - 13			Mutter N = 620 Vater N = 351 Kind N = 620
9 - 11		Mutter N = 722 Vater N = 484 Kind N = 722	
8 - 9	Mutter N = 1042 Vater N = 658 Kind N = 1042		Mutter N = 673 Vater N = 379 Kind N = 673
6 - 8		Mutter N = 771 Vater N = 503 Kind (Proxy)	
5 - 6	Mutter N = 1148 Vater N = 678 Kind (Proxy)		
	N = 2190	N = 1493	N = 1293

Empirische Basis: In drei Untersuchungswellen (Herbst 2002, Frühjahr 2004 und Herbst 2005; vgl. Abb. 44) wurden Kinder und ihre Eltern zu den Themen Familie, Schule und Peers befragt. Die Studie basiert auf zwei repräsentativen Kohortenstichproben. In der ersten Untersuchungswelle waren dies Kinder im letzten Kindergartenjahr (5- bis 6-Jährige) und Kinder, die mehrheitlich die dritte Grundschulklasse besuchen (8- bis 9-Jährige). Dabei wurden die Mütter und die Kinder der älteren Kohorte mündlich interviewt; zu Lebenswelt und Aktivitäten der jüngeren Kinder wurden stellvertretend die Mütter befragt. In der dritten Untersuchungswelle wurden erstmals auch die Kinder der jüngeren Kohorte befragt, die zu diesem Zeitpunkt zwischen 8 und 9 Jahre alt waren. Die Väter wurden schriftlich befragt. Ihre Teilnahme war optional, so dass die Perspektive der Mütter und Kinder auf die Familie nicht in jedem Fall durch die des Vaters komplettiert ist.

Für die Auswertungen in diesem Bericht wurden vor allem Daten aus der 3. Erhebungswelle (2005) herangezogen. Die Daten erweisen sich bezüglich der Lebensform und der Erwerbstätigkeit der Mutter als repräsentativ, bzgl. Bildung sind wie in vielen Studien niedrig Qualifizierte unterrepräsentiert.

Fragestellungen: Persönlichkeitsmerkmale, Zusammensetzung der Familie bzw. des Haushalts, Erziehungsziele, Freiräume des Kindes, Verhalten im Konfliktfall, Probleme und problematische Ereignisse in der Familie, Freundschaften und Kontakte des Kindes zu anderen Kindern, Interessen und Aktivitäten des Kindes, Betreuung des Kindes in Kindergarten und Schule sowie Beurteilung der jeweiligen Institution; bei den Eltern auch Fragen zur Gesundheit, Soziodemographie, Statistik; beim Vater auch Fragen zur Infrastruktur in der Wohnumgebung sowie Art und Ausstattung der Wohnung.

Weitere Informationen:

www.dji.de/kinderpanel

6.1.2 Kurzinfo: DJI-Methodenstudie

Die DJI-Methodenstudie 2007, eine Vorstudie zum Integrierten Survey des DJI: Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten (AIDA), wurde 2007 im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) durchgeführt.

Empirische Basis: Phase 1/Frühjahr 2007: Befragungen in Haushalten mit Nichtschulkindern und Phase 2/Herbst 2007: Befragungen in Haushalten mit Schulkindern sowie Befragungen von jungen Erwachsenen. Die Auswertungen im Rahmen dieses Berichts beziehen sich auf die Infratest-Herbsterhebung (n=2.283 Telefoninterviews) sowie die Infas-Herbsterhebung (u.a. Mütter sowie ihre Kinder zwischen 6 und 12 Jahren (n=2.882 Mütter, in deren Haushalt mindestens ein Kind im Alter zwischen 6 und 12 Jahren lebt).

Für die „Infas-Herbsterhebung“ wurden die Mütter zu einem im Haushalt lebenden Kind zwischen 6 und 12 Jahren befragt. Lebten im Haushalt mehrere Kinder der entsprechenden Altersgruppe, wurde per Zufall bestimmt, zu welchem Kind die Mutter Angaben machen sollte. Die Ziehungswahrscheinlichkeit, nach der eine Mutter Auskunft über ein Kind im Haushalt gab, variiert demnach mit der Anzahl der Kinder der entsprechenden Altersgruppe im Haushalt. Für weniger Kinder im Haushalt ist die Ziehungswahrscheinlichkeit eines Kindes höher als bei mehreren Kindern im Haushalt. Für diese Unterschiede in der Ziehungswahrscheinlichkeit wird im Folgenden durch Gewichtung korrigiert. In Einkindfamilien wurden die Aussagen der Mütter zum Zielkind durch das Gewicht nach unten korrigiert. Da in Zweikinderfamilien bzw. Mehrkinderfamilien die Ziehungswahrscheinlichkeit eines Kindes mit der Anzahl der Kinder abnimmt, wurden die Aussagen der Mütter nach oben korrigiert. Die Gewichtung hat jedoch keine substantiellen Auswirkungen auf die Ergebnisse.

Tabelle 12: Vergleich der Stichprobengrößen mit ungewichteten und gewichteten Daten

	1 Kind	2 Kinder	≥ 3 Kinder
Gewichtet	N=359	N=1.462	N=1.010
Ungewichtet	N=514	N=1.508	N= 811

Quelle: DJI Surveydaten 2007 „infas-Herbsterhebung (Mütterbefragung)“

Fragestellungen: Mit der DJI-Surveyforschung 2007 sollten mehrere Anliegen gleichzeitig realisiert werden. Im Vordergrund stand das Interesse einer Klärung der technischen, methodischen und inhaltlichen Möglichkeiten des geplanten integrierten Survey des DJI ab 2009. Hierzu war die Vorschaltung einer Machbarkeitsstudie bzw. eines Methodentests notwendig, um Lösungen auf empirischer Basis für die tatsächliche Änderung der Surveystruktur ab 2009 zu finden.

Weitere Informationen:

Deutsches Jugendinstitut (2007): DJI-Surveydaten 2007. Methodenstudie. Inhaltliche Auswertungsergebnisse. Internes Papier. August 2007

6.1.3 Kurzinfo: DJI-Kinderbetreuungsstudie

Die DJI-Kinderbetreuungsstudie, eine bundesweite repräsentative Erhebung zu den Formen und Arrangements der Betreuung von Kindern zwischen 0 und 6 Jahren, wurde vom Deutschen Jugendinstitut in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik der Universität Dortmund im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) durchgeführt.

Empirische Basis: bundesweite Elternbefragung im Jahr 2005 von 8.000 Müttern und Vätern mit ca. 13.700 Kindern bis 6 Jahren, einschließlich der Geschwister bis zum Alter von 14 Jahren. Grundgesamtheit der Studie sind Privathaushalte in der Bundesrepublik Deutschland, in denen Kinder unter sechs Jahren leben. Dazu gehören auch Ausländerhaushalte, insbesondere die Mütter (und Väter), die ein Interview in deutscher Sprache führen könnten. Basis ist eine bundesweite repräsentative CATI-Telefonstichprobe.

Fragestellungen: zeitliche, strukturelle, organisatorische und finanzielle Aspekte der Kinderbetreuung, Zukunftsinteressen, Qualität der Betreuung, Familienfreundlichkeit der Betreuung, Betriebliche Angebote zur Vereinbarung von Familie und Beruf sowie Regionalisierungsaspekte und sozioökonomische Differenzierung

Weitere Informationen:

www.dji.de/kinderbetreuungssurvey

6.1.4 Kurzinfo: DJI-Familiensurvey

Der DJI-Familiensurvey ist das Herzstück der 1986 begonnenen umfragegestützten Familienforschung des Deutschen Jugendinstituts (DJI) im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ).

Empirische Basis: Erhebungen in den Jahren 1988, 1994, 2000

1988: standardisierte, mündliche Interviews mit rund 10.000 18- bis 55-jährigen Personen deutscher Staatsangehörigkeit (alte Bundesländer)

1994: standardisierte, mündliche Interviews mit rund 11.000 Personen in den alten (Panelstudie) und neuen (replikativer Survey) Bundesländern

2000: Standardisierte persönliche Interviews (CAPI) mit 30- bis 67-jährigen Deutschen (Panel: N=2.000) und replikativer Survey wie in den früheren Wellen mit 18- bis 55-jährigen (N=8.000)

Fragestellungen: Sozialberichterstattung über Familienleben in Deutschland, Vielfalt und Wandel von Familienformen, Netzwerkstruktur von Familie und Verwandtschaft, Dynamiken von Partnerbeziehungen, Geburten und Aufwachsen von Kindern sowie Berufskarrieren mit ihren Auswirkungen auf das Familienleben.

Weitere Informationen:

www.dji.de/2_familiensurvey

6.1.5 Kurzinfo: DJI-Jugendsurvey

Der DJI-Jugendsurvey wurde in den Jahren 1992, 1997 und 2003 im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) durchgeführt.

Empirische Basis: repräsentative Umfragen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter von 16 bis 29 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland. Die 1. Erhebung fand im Jahr 1992 statt, die 2. im Jahr 1997; in beiden Wellen wurden jeweils ca. 7.000 deutsche Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 16 bis 29 Jahren befragt. In der 3. Welle des Jugendsurveys im Herbst 2003 wurde die untere Altersgrenze bei den Befragten auf 12 Jahre herabgesetzt und die Stichprobe von 7.000 auf 9.000 Personen erweitert. Anders als bei den ersten beiden Wellen wurden in der 3. Welle nicht mehr nur deutsche Jugendliche und junge Erwachsene befragt, sondern auch nicht-deutsche Jugendliche und junge Erwachsene.

Fragestellungen: Dauerbeobachtung der Lebensverhältnisse, gesellschaftliche und politische Orientierungen Jugendlicher

Weitere Informationen:

www.dji.de/jugendsurvey

6.2 Tabellarischer Überblick: Studien und Analysen zu Mehrkinderfamilien

Die folgende Tabelle soll einen schnellen Überblick im Hinblick auf Design und Themenbereich der in diesen Forschungsbericht einbezogenen Studien und Analysen ermöglichen. Die Themenbereiche werden in der Tabelle durch Buchstaben repräsentiert.

Themenbereiche:

- A. Sozioökonomischer Status: Regionale Verortung, Familienformen/ Haushaltsformen, Bildung, Erwerbstätigkeit der Eltern, Einkommenslagen, Wohnsituation
- B. Soziales Netz (Freundeskreis, Generationenbeziehungen, Hilfe und Unterstützung)
- C. Familienklima, Beziehungsqualität, Wohlbefinden
- D. Familienalltag (Freizeitaktivitäten, gemeinsame Mahlzeiten, Doing Family, Work-Life-Balance, Fernsehkonsum)
- E. Gender (Arbeitsteilung und Zeitverwendung von Müttern und Vätern)
- F. Bildungs- und Entwicklungsprozesse von Kindern
- G. Geschwister(-beziehungen), Einzelkinder, Geburtenfolge
- H. Entstehung und Entwicklung kinderreicher Familien
- I. Orientierungen, Einstellungen (z.B. Religiosität)
- J. Migration
- K. Zufriedenheit/Bedarfe

Tabelle 13: Tabellarischer Überblick – Studien und Analysen zu Mehrkinderfamilien

Studie Publikation	Empirische Basis	Themengebiet
Barber, Jennifer/East, Patricia (2009): <u>Home and Parenting Resources Available to Siblings Depending on Their Birth Intention Status</u> . Child Development, 80, 921-939	National Longitudinal Survey of Youth data (N=3.134 Mütter und ihre Kinder, N=5890)	F Unerwünschte / ungeplante Kinder bekommen weniger elterliche Ressourcen
Berghammer, Caroline: <u>Mehr Nachwuchs für religiöse Mütter in Europa</u> , in: Demografische Forschung, Jg. 5, 2008 Nr.1: 3	Fertility and Family Surveys. Repräsentative internationale Studie	H/I Mütter mit religiöser Einbindung wünschen sich und realisieren mehr Kinder als Mütter ohne eine solche Einbindung
Berghammer, Caroline (2009): <u>Religion, ideale Kinderzahl und Geburtenverhalten</u> . Familienentwicklung in Österreich. Wien, ÖIF: S. 30	Generations and Gender Survey GGS 2008/09	H/I Religiöse Personen bekommen häufiger als nichtreligiöse mehr Kinder
Bertram, Hans (2008): <u>Die Mehrkinderfamilie in Deutschland</u> . Berlin: BMFSFJ	Daten des Statistischen Bundesamtes/ Mikrozensus	A/H Demografische Bedeutung und ökonomische Situation von Mehrkinderfamilien
Bierschock, K. P. (2008): <u>Kinderreiche Familien - ein Überblick</u> . In: Das Online-Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik	<ul style="list-style-type: none"> • Reanalyse von Datensätzen sozioökonomisches Panel/ Mikrozensus • Bamberger-Ehepaar-Panel • qualitative Interviews 	A Merkmale von Mehrkinderfamilien

	mit 30 Mehrkinderfamilien	
Black, Sandra E./Devereux, Paul J./Salvanes, Kjell G. (2005): <u>The More the Merrier? The Effect of Family Size and Birth Order on Children's Education</u> . In: California Center for Population Research. On-Line Working Paper Series	Verwaltungsdaten in Norwegen, 16- bis 74-Jährige im Zeitraum von 1986 bis 2000, Analyse von Lebensverlaufsdaten	F/H relativiert Bedeutung der Familiengröße
Black, Sandra E./Devereux, Paul J./Salvanes, Kjell G.: <u>Small Family, Smart Family? Family Size and the IQ Scores of Young Man</u> . In: IZA Diskussion Paper (2007) Nr. No. 3011	Medical Birth Registry of Norway – Geburten der zwischen 1967 und 1998 geborenen Norweger	F/G/H relativiert Bedeutung der Familiengröße
Blöchlinger, Brigitte (2008): <u>Lob des Einzelkindes. Das Ende aller Vorurteile</u> . Frankfurt a. M.: Krüger Verlag	Synopse von Studien zu Einzelkindern	G relativiert Schwächen und Vorurteile zu Einzelkindern
BMFSFJ (2007): <u>Monitor Familienforschung. Kinderreichtum in Deutschland</u> . Ausgabe 10 /2007	Mikrozensus 2006	A
Booth, Alison L./Kee, Hiau Joo (2005): <u>Birth Order Matters: The Effect of Family size and Birth Order on Educational Attainment</u> . In: IZA Diskussion Paper Nr. No. 1713	British Household Panel Survey 2003 (UK)	G
Cornelißen, Waltraud (2006): <u>Kinderwunsch und Kinderlosigkeit im Modernisierungsprozess</u> . In: Berger, Peter, A./Kahlert, Heike (Hrsg.): Der demografische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse, S. 137-164	DJI-Jugendsurvey: Repräsentative Befragung von Jugendlichen zwischen 12 bzw. 15 und 29 Jahren 1997 (N=2.419) und 2003 (N=1.934)	H Diskrepanz zwischen zunehmendem Kinderwunsch und abnehmender Realisierung des Kinderwunsches bei den unter 30-Jährigen
Dorbritz, Jürgen/Lengerer, Andrea /Ruckdeschel, Kerstin (2005): <u>Einstellungen zu demographischen Trends und zu bevölkerungsrelevanten Politiken</u> . Hrsg. v. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.	Population Policy Acceptance Study in Deutschland. Repräsentativbefragung (N=2.000 Frauen und Männer aus West- und Ostdeutschland)	H/I Ca. 15% der jüngeren Bevölkerung wünschen sich eine Mehrkinderfamilie.
Eggen, Bernd/Rupp, Marina (Hrsg.). (2006). <u>Kinderreiche Familien</u> . Wiesbaden	<ul style="list-style-type: none"> • Mikrozensus 2003 • Bamberger-Ehepaar-Panel (BEP) • Sozioökonomisches Panel (SOEP) • qualitative Studie ifb (N=30) 	A/D/E/F/H/I/J/K
Rost, Harald/Rupp, Marina/Schulz, Florian/Vaskovics, Laszlo A. (2003): <u>Bamberger-Ehepaar-Panel</u> . Bamberg	Bamberger-Ehepaar-Panel fünf Erhebungswellen 1988 (N=1.528) 1990 (N=1.309) 1992 (N= 953) 1994 (N= 877) 2002 (N= 566) Mehrkinderfamilien leicht überrepräsentiert/ überdurchschnittl. viele gut situierte Familien ergänzt durch qualitative Interviews (N=30)	A/D/E/F/H/I/J/K
Fatke, Reinhard/Schneider,	Repräsentativbefragung	C/G

Helmut (2007). <u>Die Beteiligung junger Menschen in Familie, Schule und am Wohnort</u> . In: Bertelsmann Stiftung (Hrsg.). Kinder und Jugendbeteiligung in Deutschland. Entwicklungsstand und Handlungsansätze. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung, 59-84	Kinder und Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren in 42 deutschen Städten und Gemeinden (N=12.000) Gruppierungsvariablen: Alter, Geschlecht, Schulform, Anzahl der Geschwister, Migrationshintergrund Eltern	Mitwirkungsverhalten in Familie, in Schule und am Wohnort: Einzelkinder bestimmen überdurchschnittlich hoch mit, Kinder mit zwei und mehr Geschwistern unterdurchschnittlich (höchster Einfluss: Alter der Kinder, Geschlecht gering)
forsa im Auftrag der ELTERN-Redaktion (2008): <u>Lebensgefühl von Eltern</u> , Tabellenband, 4. Juli 2008	Repräsentativbefragung von erziehungsberechtigten Eltern zwischen 18 und 60 Jahren mit Kindern unter 11 Jahren in Deutschland	I/K Eltern von drei und mehr Kindern mehr Sorgen als Eltern mit weniger Kindern über eigene Zukunft und die ihrer Kinder
Freigang, Werner/Minx, Bärbel/Gerdes, Johann/Schilling, Andrea/Voigt, Peter (1997): <u>Alleinerziehende und kinderreiche Familien</u> . Abschlussbericht. Sozialberichterstattung für das Land Mecklenburg-Vorpommern. Rostock/ Neubrandenburg	<ul style="list-style-type: none"> • Sekundärstatistische Auswertungen • qualitative Interviews mit Vätern und Müttern nach Regionen • Experteninterviews 	A
Geller, Helmut (1997): <u>Kinderreiche Mütter</u> . Opladen: Leske+Budrich	Qualitative Studie 1992 (N=25)	I Selbstdeutungen von Müttern mit mehr drei und mehr Kindern
Helfferrich, Cornelia (2002): <u>frauen leben</u> . Eine Studie zu Lebensläufen, im Auftrag der BZgA	Repräsentative standardisierte Befragung von Frauen zwischen 20 und 44 Jahren (N= 1.468) Qualitative Befragung von Frauen (N=101)	H Planung und Kinderwunsch 3. Kinder aus Sicht von Müttern
Helfferrich, Cornelia/Klindworth, Heike/Kruse, Jan (2005): <u>Männer leben</u> . Studie zu Lebensläufen und Familienplanung-Vertiefungsbericht, im Auftrag der BZgA	<ul style="list-style-type: none"> • Repräsentative Befragung von 24- bis 54-jährigen Männern (N=1.503) • Qualitative Befragung (N=102) 	H Planung und Kinderwunsch 3. Kinder aus Sicht von Vätern
Hurrelmann, Bettina/Hammer, Michael/Stelberg, Klaus (1996): <u>Familienmitglied Fernsehen</u> . Opladen: Leske+Budrich	Fragebogenerhebung (N=255 Kölner Familien, Vater/Mutter/Kinder)	B/D/F Fernsehgebrauch und Probleme der Fernseherziehung nach Familienform:
Iacovou, Maria (2001): <u>Family Composition and Children's Educational Outcomes</u> . In: ISER Working Papers Nr. No. 2001-12	National Child Development Study (NCDS). Längsschnittstudie mit Kindern, die zwischen 3. und 9. März 1958 geboren sind (N=9.512)	G Entwicklungsprozesse von Geschwistern in Mehrkinderfamilien in UK; Dilution Theory
Iacovou, Maria /Berthoud, Richard (2006): <u>The economic position of large families</u> . In: DWP Research Report Nr. No. 358	United Kingdom <ul style="list-style-type: none"> • Family Resources Survey (FRS) (N=25.000 Haushalte pro Jahr je neuer HH 1999/00-2003/04) • Family and Children Study (FACS) (N=8.000 Familien mit Kindern, Panel 1999 – 2004) • British Household Panel Survey (BHPS) • General Household Survey (GHS) 	A/H Ökonomische Situation und Familiengründung in UK
Institut für Demoskopie Allensbach (2004): <u>Einflussfaktoren auf die Geburtenrate</u> . Allensbach	Repräsentativbefragung Deutsche Wohnbevölkerung von 18 bis 44 Jahren in der Bundesrepublik	E/H/I Kinderwünsche von Eltern und Kinderlosen/ Motive für die Entscheidung gegen

	Deutschland (N=1.257 Personen)	(weitere) Kinder/ Spannungsfeld Familie und Beruf/Stabilität der Partnerschaft als Einflussfaktor
Jaeger, Mads Meier (2007): <u>Confluence Model or Resource Dilution Hypothesis? How Sibship Size Affects Educational Attainment.</u> In: Research Department of Social Policy and Welfare. Working Paper Nr. No. 3 Jaeger, Mads Meier (2008): <u>Do Large Sibships Really Lead to Lower Educational Attainment.</u> In: Acta Sociologica 51 Nr. 3, S. 217-235	„Wisconsin Longitudinal Study“ (WLS). Repräsentativstudie (N=10.317 Männer und Frauen, die 1957 an Wisconsin Highschools abgeschlossen haben) Interviews mit ihnen oder ihren Eltern: 1957, 1964, 1975, 1992/1993, 2004 Gültig für weiße, nicht geschiedene US-amerikanische Highschool-Abgänger	F Geschwisterzahl hat negativen Effekt auf die kognitive Entwicklung und des Bildungsstatus (unabhängig vom sozioökon. Status)
Kasten, Hartmut (1995). Einzelkinder. <u>Aufwachsen ohne Geschwister.</u> Berlin, Heidelberg: Springer Verlag.	Synopse einschlägiger Untersuchungen	A/D/G Forschungsüberblick
Lu, Yao/Treiman, Donald J. (2005): <u>The Effect of Sibship Size on Educational Attainment in China: Cohort Variations.</u> In: California Center for Population Research. On-Line Working Paper Series	Survey „Life Histories and Social Change in Contemporary China“ (N=6.090 Erwachsene zwischen 20-69 Jahren, China außer Tibet)	F/G
Lu, Yao/Treiman, Donald J. (2008): <u>The Effect of Sibship Size on Educational Attainment in China: Period Variations.</u> In: American Sociological Review 73, S. 813-834	Survey „Life Histories and Social Change in Contemporary China“ (N=6.090 Erwachsene zwischen 20-69 Jahren, China außer Tibet)	F/G
Malti, Tina/Bayard, Sibylle/Buchmann, Marlis (2008). <u>Familienbeziehungen, Familienstruktur und prosoziales Verhalten in der Adoleszenz.</u> In: Schultheis, Franz/Perrig-Chiello, Pasqualina/Egger, Stefan (Hrsg.): Kindheit und Jugend in der Schweiz. Weinheim und Basel: Beltz, S. 72-79	Schweizer Kinder- und Jugendsurvey COCON: (N=1.258 15-jährige Jugendliche) <ul style="list-style-type: none"> • CAPI (computer assisted personal interview) • primäre Bezugspersonen mittels schriftlichem Fragebogen 	B/F
Marbach, Jan H. (2005). <u>Soziale Netzwerke von Acht- bis Neunjährigen: Die Rolle von Sozialkapital in der Sozialisation von Kindern im Grundschulalter.</u> In: Alt, Christian (Hrsg.): Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 83-121	Kinderpanel DJI 2002	G/B Geschwisterbeziehungen als Kapital „wahrgenommene Familie“, „Wahlnetz“ der Familienangehörigen, mit denen das befragte Kind „sich versteht“, „Peernetz“, „Coleman-Kapital“ aus „starken“ Peer-Beziehungen, „Granovetter-Kapital“ aus „schwachen“ Peer-Beziehungen im
Ministerium für Arbeit und Soziales Baden-Württemberg: <u>Familien in Baden-Württemberg.</u> In: Report (2008) Nr. 1/2008	Mikrozensus 2007	Basisinformationen zur Situation von Mehrkinderfamilien in Relation zu kleineren Familien
Nauck, Bernhard (1995): <u>Lebensbedingungen von Kindern in Einkind-, Mehrkind- und Vielkindfamilien.</u> In: Nauck, B./Bertram H.(Hrsg.): Kinder in Deutschland. Opladen: Leske+Budrich, S. 137-169	Verknüpfung von Aggregat- und Individualdaten (Mehrebenen-Kontextmodell)	G/H „Verdichtetes Muster der Familien-gründung“
Reis, Karin (1998): <u>Soziale Belastung kinderreicher Mütter und ihr Gesundheits-</u>	Standardfragebogen und ärztliche Einschätzung (N=529 Mütter mit 3+	A Kinderreiche Familien in der DDR und Gesundheit der Mütter

zustand. Neubrandenburg	Kindern oder 1 Kind)	
Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung (2008): <u>Evaluation des Gesetzes zum Elterngeld und zur Elternzeit</u> . Studie im Auftrag des BMFSFJ. Essen	<ul style="list-style-type: none"> • Telefonbefragung Kinderlose und Eltern mit Kindern (N=500) (zwischen 2002 und 2006 geboren) • „Befragung Junge Familie I“ (N= 1.050) (Elternhaushalte, jüngstes Kind im 1. Quartal 2007 geboren) • „Befragung „Junge Familie II“ (N=1151) (Elternhaushalte, deren Kind im 1. Quartal 2007 geboren wurde und Vergleichsgruppe Eltern, deren Kind im letzten Quartal 2006 geboren wurde) 	H/I Mütter in ihrer ersten Elternzeit wünschen sich viel häufiger als der Durchschnitt der Bevölkerung eine Mehrkinderfamilie
Rille-Pfeiffer, Christiane/Kaindl, Markus/Klepp, Doris/Fröhlich, Elisabeth (2009). <u>Der Übergang zur Dreikind-Familie</u> . Eine qualitative Untersuchung von Paaren mit zwei und drei Kindern. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung	Qualitative Interviews mit acht Paaren, je vier mit zwei Kindern, die sich gegen eine drittes entschieden, und vier mit drei Kindern (N=8)	H/I subjektive Bedeutung des Übergangs zum dritten Kind; Übergang zum dritten Kind häufig ungeplant
Ruckdeschel, Kerstin/Robert Naderi (2009). <u>„Fertilität von Männern.“</u> Bevölkerungsforschung. Mitteilungen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 30(4): 2-9	Gender and Generation Survey(GGS) , Repräsentative Bevölkerungsumfrage	H
Schulze, Alexander (2009): <u>Sozioökonomische Konsequenzen der Fertilität</u> . Folgen der Geburt von Kindern für den Wohlstand von Paarenhaushalten. Wiesbaden: VS	Daten des Sozioökonomischen Panels (SOEP) 1984-2005 (Längsschnitt über 20 Jahre)	A Geburtsbedingte Wohlfahrtsrisiken
Ulich, Michaela/Oberhuemer, Pamela/Soltendieck, Monika (1992): <u>Familienkonzepte von Kindern</u> . In: Psychologie in Erziehung und Unterricht, 39. Jg., H. 1, S. 17-27	halbstrukturierte Interviews (N=300 Kinder mit 4, 6 und 8 Jahren)	I
Vorwerk Familienstudie 2008 (2008): <u>Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zur Familienarbeit in Deutschland</u> . Wuppertal	Deutsche Wohnbevölkerung ab 16 Jahren (N= 1.816) (davon Ostdtl. N=605)	C/D/K Belastungen nach Kinderzahl
Voss, Hans G ; Meyer, Hans J. (1987): <u>Geschlecht des Kindes und Geburtenintervalle in Mehrkinderfamilien</u> . In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft: Demographie 13 Nr. 4, S. 491-503	Einwohnermeldedatei der Stadt Darmstadt N=3.098 Ein- und Mehrkinderfamilien	E/G Zusammensetzung nach Geschlecht in Mehrkinderfamilien
Zerle, Claudia/Krok, Isabelle (2008): <u>Null Bock auf Familie!? Schwierige Wege junger Männer in die Vaterschaft</u> . In: Jurczyk, K./Lange, A. (Hrsg.): Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege- neue Chancen! Gütersloh, S. 121-140	Deutschlandweite standardisierte Befragung (N=1.133 kinderlose Männer zwischen 15 und 33 Jahren; N=670 Väter zwischen 21 und 42 Jahren)	H

6.3 Verzeichnis der Abbildungen

Abbildung 1:	Familienalltag und Lebensführung von Mehrkinderfamilien ..8
Abbildung 2:	Familien mit drei oder mehr Kindern in der Europäischen Union (2006) 12
Abbildung 3:	Familien nach Anzahl der Kinder in % 13
Abbildung 4:	Kinder nach Anzahl der Geschwister im Zeitverlauf in % 14
Abbildung 5:	Familien nach Anzahl der Kinder und Schulbildung der Bezugsperson in % 20
Abbildung 6:	Die Erwerbstätigkeit von Müttern nach Kinderzahl in % 22
Abbildung 7:	Der Umfang der Erwerbstätigkeit von Müttern in % 23
Abbildung 8:	Stundenumfang erwerbstätiger Mütter in % 24
Abbildung 9:	Erwerbskonstellationen nach Familiengröße in%..... 24
Abbildung 10:	Erwerbssituation von Frauen mit drei und mehr Kindern in Abhängigkeit vom Schulabschluss in % 25
Abbildung 11:	Erwerbssituation von Frauen in Abhängigkeit von Kinderzahl und Berufsausbildung in % 26
Abbildung 12:	Erwerbssituation von Müttern mit drei und mehr Kindern in Abhängigkeit vom beruflichen Bildungsniveau in % 27
Abbildung 13:	Erwerbssituation von Müttern mit einem Kind in Abhängigkeit von der Berufsausbildung in % 27
Abbildung 14:	Äquivalenzeinkommen der Haushalte mit Kindern unter 15 in % der jeweiligen Haushalte..... 32
Abbildung 15:	Armutslage der Haushalte nach Kinderzahl in % 33
Abbildung 16:	Die Ausstattung der Familienhaushalte in %..... 38
Abbildung 17:	Geräte, die Kinder selbst besitzen, nach Familiengröße in % 39
Abbildung 18:	Verteilung der Familiengrößen nach Verdichtungsgrad der Wohngegend in %..... 40
Abbildung 19:	Familien, in denen täglich oder mehrmals die Woche gemeinsam gegessen wird in %..... 45
Abbildung 20:	Teilnahme an Familienzusammenkünften nach Zahl der Kinder unter 18 im Haushalt in %..... 46
Abbildung 21:	Spielpartner beim Spielen mit der Spielkonsole in % 47
Abbildung 22:	Mit wem wird ferngesehen in % 48
Abbildung 23:	Häufigkeit (im letzten Monat) von gemeinsamen Karten- oder Brettspielen mit den Eltern in % 50
Abbildung 24:	Anteil der Mütter, die mit Kind rumtoben in % (Müttersicht) 51
Abbildung 25:	Anteil der Kinder, die schon alleine im Schwimmbad waren, in % (Müttersicht)..... 52
Abbildung 26:	Anteil der Kinder, die Müll rausbringen in % (Müttersicht)... 55
Abbildung 27:	Anteil, der Kinder, die Müll rausbringen in % (Kindersicht) .55
Abbildung 28:	Anteil der Kinder, die auf die Geschwister aufpassen in % (Müttersicht)..... 56
Abbildung 29:	Anteil der Kinder, die auf Geschwister aufpassen in % (Kindersicht)..... 56
Abbildung 30:	Anteil der 3- bis 6-Jährigen in Deutschland, die keine Kindertageseinrichtung besuchen, nach Altersstufen und Zahl der im Haushalt zu betreuenden Kinder in % 57

Abbildung 31:	Zustimmung zur Aussage „Familien mit mehr als drei Kindern gelten als asozial“ in %	60
Abbildung 32:	Starke Belastung durch die Familienarbeit vor allem bei drei und mehr Kindern in %	62
Abbildung 33:	Zufriedenheit der Kinder mit der mit dem Vater gemeinsam verbrachten Zeit in %	64
Abbildung 34:	Häufigkeit, mit der Väter aufgrund beruflicher Anforderungen in Hinblick auf die Familie in Zeitdruck geraten in %.....	65
Abbildung 35:	Häufigkeit von Reibereien in Einkind- sowie Zwei- und Mehrkinderfamilien in %.....	67
Abbildung 36:	Ideale Familiengröße	73
Abbildung 37:	Zustimmung zur Aussage „Kinder sind wichtig, um jemanden zu haben, der einem im Alter hilft“ in %	79
Abbildung 38:	Zustimmung zur Aussage „Kinder sind eine finanzielle Belastung“ in %.....	80
Abbildung 39:	Zustimmung zur Aussage „Kinder im Haushalt zu haben und sie aufwachsen zu sehen, macht Spaß“ in %.....	81
Abbildung 40:	Bedeutung von Religion nach Familiengröße in %.....	82
Abbildung 41:	Mutter-Kind-Gespräche über religiöse Fragen nach Familiengröße in %	82
Abbildung 42:	Zustimmung zu der Aussage „Kinderreiche Familien sind in Deutschland benachteiligt“ in %.....	85
Abbildung 43:	Kinderwunsch der Frau und ihres Partners beim Eintreten der ersten, zweiten und dritten Schwangerschaft in %.....	86
Abbildung 44:	Das DJI-Kinderpanel.....	99

6.4 Verzeichnis der Tabellen

Tabelle 1:	Familienalltag und familiäre Lebensführung – Dimensionen und Ebenen	9
Tabelle 2:	Kinderzahl in Abhängigkeit der kombinierten beruflichen Positionen der Partner	21
Tabelle 3:	Kinder in Haushalten mit und ohne SozialhilfeempfängerInnen	34
Tabelle 4:	Lebensgefühl von Eltern nach Zahl ihrer Kinder in %	61
Tabelle 5:	Der gegenwärtige Gesundheitszustand in %	63
Tabelle 6:	Einschätzung der Partnerschaftsqualität.....	66
Tabelle 7:	Stresserleben in der Partnerschaft.....	66
Tabelle 8:	Alter des befragten Elternteils bei der Geburt.....	71
Tabelle 9:	Altersabstand zwischen den Kindern	72
Tabelle 10:	Auszugsalter aus dem Elternhaus	73
Tabelle 11:	Realisierter und artikulierter Kinderwunsch 1997 u. 2003 in %	75
Tabelle 12:	Vergleich der Stichprobengrößen mit ungewichteten und gewichteten Daten	101
Tabelle 13:	Tabellarischer Überblick – Studien und Analysen zu Mehrkinderfamilien	103

6.5 Literatur

- Alt, Christian/Lange, Andreas (2004): Deine Familie, meine Familie? Die Perspektive von Müttern und ihren Kindern. Zeitschrift für Familienforschung, 16. Jg., H. 2, S. 111-129
- Alt, Christian (Hrsg.) (2005): Kinderleben - Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 1: Aufwachsen in Familien. Schriften des Deutschen Jugendinstituts: Kinderpanel. Wiesbaden
- Alt, Christian/Teubner, Markus (2006): Private Betreuungsverhältnisse. Familien und ihre Helfer. In: Bien, W./Rauschenbach, T./Riedel, Birgit (2006): Wer betreut Deutschlands Kinder? DJI-Kinderbetreuungsstudie. Weinheim/Basel, S. 159-172
- Anastasi, Anne (1956): Intelligence and family size. Psychological Bulletin, 53. Jg, H. 2, S. 187-209
- Asendorpf, Jens/Banse, Rainer (2000): Psychologie der Beziehung. Bern/Göttingen
- Bank, Stephen P./Kahn, Michaela D. (1989): Geschwister-Bindung. Paderborn
- Barber, Jennifer/East, Patricia (2009): Home and Parenting Resources Available to Siblings Depending on Their Birth Intention Status. In: Child Development, 80. Jg., H 4, S. 921-939
- Bartsch, Silke (2008): Jugendesskultur: Bedeutungen des Essens für Jugendliche im Kontext Familie und Peergroup. Köln
- Beisenherz, Gerhard H. (2005): Armut gefährdet soziale Teilhabe. Ausgeschlossene fallen zurück. In: Bayerischer Jugendring (BJR) Jugend Nachrichten, Fokus: Soziale Lage von Kindern und Jugendlichen, 12/2005, S. 11-13
- Berghammer, Caroline (2008): Mehr Nachwuchs für religiöse Mütter in Europa. In: Demografische Forschung, 5. Jg., H.1, S. 3
- Berghammer, Caroline (2009): Religion, ideale Kinderzahl und Geburtenverhalten. Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des "Generations and Gender Survey GGS" 2008/09. Öif/ Institute of Demography Vienna/ Academy of Sciences Austrian. Wien, ÖIF: S. 30
- Bertram, Hans (2006). Zur Lage der Kinder in Deutschland: Politik für Kinder als Zukunftsgestaltung. IWP-2006-02
- Bertram, Hans (2008). Die Mehrkinderfamilie in Deutschland. Berlin
- Beuys, Barbara (1980): Familienleben in Deutschland. Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Reinbek bei Hamburg
- Bien, Walter (2007): Mehrkindfamilien. Erkenntnisse aus den Daten des Familiensurvey, Wellen 1988, 1994 und 2004, München
- Bierschock, Kurt P. (2004): Kinderreiche Familien – ein Überblick. Familienhandbuch. www.familienhandbuch.de/cmain/s_1533.html (08.12.08)
- Black, Sandra E./Devereux, Paul J./Salvanes, Kjell G. (2005): The More the Merrier? The Effect of Family Size and Birth Order on Children's Education. In: California Center for Population Research. On-Line Working Paper Series
- Blake, Judith (1981): Family Size and the Quality of Children. Demography 18. Jg., Heft 4, S. 421-442.
- Blake, Judith (1985): Number of Siblings and Educational Mobility. American Sociological Review, 50. Jg., S. 84-94.
- Blake, Judith (1989): Family Size and Achievement. Berkeley

- Blossfeld, Hans-Peter/Buchholz, Sandra/Hofäcker, Dirk/Hofmeister, Heather/Kurz, Karin/Mills, Melinda (2007): Globalisierung und die Veränderung sozialer Ungleichheiten in modernen Gesellschaften. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 59. Jg., H. 4, S. 667-691
- Booth, Alison L./Kee, Hiau Joo (2005): Birth Order Matters: The Effect of Family Size and Birth Order on Educational Attainment. In: IZA Diskussion Paper No. 1713
- Bradshaw, Jonathan/Finch, Naomi/Mayhew, Emese/Ritakallio Veli-Matti/Skinner Brake, Christine (2006): Child poverty in large families. University of York 2006
- Brake, Anna (2005): Wohlfühlen in der Familie. Wie Mütter und 8-bis 9-jährige Kinder ihr Zusammenleben bewerten. In: Alt, C. (Hrsg.) (2005): Kinderleben - Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 1: Aufwachsen in Familien. Schriften des Deutschen Jugendinstituts: Kinderpanel. Wiesbaden, S. 45-62
- Brock, Ines (2007): Bereicherung familiärer Erziehung durch Geschwister. In: Frühe Kindheit, 10. Jg., H. 5, S. 29-33
- Bronfenbrenner, Urie/Pamela Morris (2000). Die Ökologie des Entwicklungsprozesses. In: Lange, Andreas/Lauterbach, Wolfgang (Hrsg.): Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Stuttgart, S. 29-58.
- Bühler, Christoph (2007): Soziales Kapital und Fertilität. In: Franzen, Axel/Freitag, Markus (Hrsg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden, S. 396-419
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2005): Lebenslagen in Deutschland. Der 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. www.bmas.de/portal/892/property=pdf/lebenslagen__in__deutschland__de__821.pdf (16.10.09)
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2006): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektive für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht. Berlin
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2007): Monitor Familienforschung. Kinderreichtum in Deutschland. Ausgabe 10/2007
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2009): Wissenschaftliche Bestandsaufnahme der Forschung zu „Wohlbefinden von Eltern und Kindern“. Monitor Familienforschung. Ausgabe 19/2009. Berlin
- Burkart, Günter (1994): Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart
- Butterwegge, Christoph (2009): Armut in einem reichen Land. Wie das Problem verharmlost und verdrängt wird. Frankfurt am Main
- Butterwegge, Christoph/Klundt, Michael/Zeng, Michael (2005): Kinderarmut in Ost- und Westdeutschland. Opladen
- Chassé, Karl A./Zander, Margeritha/Rasch, Konstanze (2007): Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen. Opladen
- Conley, Dalton/Glauber, Rebecca (2008): All in the family? Family composition, resources, and sibling similarity in socioeconomic status. Research in Social Stratification and Mobility, 26. Jg., H. 2, S. 297-306
- Cornelißen, Waltraud (2006): Kinderwunsch und Kinderlosigkeit im Modernisierungsprozess. In: Berger, Peter A./Kahlert, Heike (Hrsg.): Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. Frankfurt am Main, S. 137-164

- Cornelißen, Waltraud/Blanke, Karen (2004): Zeitverwendung von Mädchen und Jungen. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Alltag in Deutschland – Analysen der Zeitverwendung, Bd. 43 der Schriftenreihe Forum der Bundesstatistik 2004, S. 160-174
- Daly, Kerry (2003): Family theory versus the theories families live by. *Journal of Marriage and Family*, 65. Jg., Heft 4, S. 771–784
- Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW)/Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW)/Hauser, Richard/Becker, Irene (2007): Integrierte Analyse der Einkommens- und Vermögensverteilung. Abschlussbericht zur Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales. Bonn.
www.bmas.de/coremedia/generator/27418/property=pdf/a369__forschungspjunkt.pdf (15.05.2009)
- Döge, Peter/Volz, Rainer (2004): Was machen Männer mit ihrer Zeit? Zeitverwendung deutscher Männer nach den Ergebnissen der Zeitbudgetstudie 2001/2002. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Alltag in Deutschland - Analysen zur Zeitverwendung. Band 43 der Schriftenreihe Forum der Bundesstatistik. Wiesbaden, S. 194-215
- Dorbritz, Jürgen/Lengerer, Andrea/Ruckdeschel, Kerstin (2005): Einstellungen zu demographischen Trends und zu bevölkerungsrelevanten Politiken. Hrsg. v. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. www.bib-demografie.de/cln_099/nn_749852/SharedDocs/Publikationen/DE/Download/Broschueren/ppas__2005,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/ppas_2005.pdf (23.10.09)
- Downey, Douglas. B. (1995): When bigger is not better: Family size, parental resources, and children's educational performance. *American Sociological Review* Jg. 60, H 4, S. 746-61
- Downey, Douglas. B. (2001): Number of Siblings and Intellectual Development. The Resource Dilution Explanation. *American Psychologist* 56. Jg., H 6/7, S. 497-504
- Downey, Douglas B./Condrón, Dennis J. (2004): Playing Well with Others in Kindergarten: The Benefit of Siblings at Home. In: *Journal of Marriage and Family*, 66. Jg., H 3, S. 333–350
- Dressel, Christian/Cornelißen, Waltraud/Wolf, Karin (2005): Vereinbarkeit von Familie und Beruf. In: Cornelißen, Waltraud (Hrsg.): Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland. München.
www.bmfsfj.de/Publikationen/genderreport/01-Redaktion/PDF-Anlagen/gesamtdokument,property=pdf.pdf (16.10.09)
- Eggen, Bernd (2006): Das Kreuz mit der Armut in einer reichen Gesellschaft. In: *WSI Mitteilungen*, H. 3, S. 168-170
- Eggen, Bernd/Leschhorn, Harald (2004): Kinderreiche Familien und ihre Haushaltsformen. In: *Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg* Nr. 5, S. 18-21
- Eggen, Bernd/Rupp, Marina (Hrsg.) (2006): *Kinderreiche Familien*. Wiesbaden
- Eggen, Bernd/Rupp, Marina (2007a): *Kinderreichtum in Deutschland*. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend/In: *Monitor Familienforschung*. Ausgabe 10/2007.
www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Kategorien/Aktuelles/newsletter,did=90022.html (11.11.09)
- Eggen, Bernd/Rupp, Marina (2007b): *Kinderreichtum - Eine Ausnahme in der neueren Geschichte?* In: *Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg* Nr. 3, S. 6-14
- FaFo Familienforschung Baden-Württemberg (2008). *Kinderreiche Familien. Familien in Baden-Württemberg. Kurzreport 1/2008*. http://www.statistik-bw.de/BevoelkGebiet/FaFo/Familien_in_BW/R20081.pdf (18.5.2009)

- Fatke, Reinhard/Schneider, Helmut (2007): Die Beteiligung junger Menschen in Familie, Schule und am Wohnort. In: Bertelsmann Stiftung (Hrsg.): Kinder und Jugendbeteiligung in Deutschland. Entwicklungsstand und Handlungsansätze. Gütersloh, S. 59-84
- Featherman, David L./Hauser, Robert M. (1978): Opportunity and Change. New York.
- Fertig, Michael/Tamm, Marcus (2008): Die Verweildauer von Kindern in prekären Lebenslagen. In: Bertram, Hans (Hrsg.): Mittelmaß für Kinder. Der UNICEF-Bericht zur Lage der Kinder in Deutschland. München, S. 152-166
- forsa (2008): Lebensgefühl von Eltern. Repräsentativbefragung für Gruener+Jahr Redaktion ELTERN. Tabellenband
- Freigang, Werner/Minx, Bärbel/Gerdes, Johann/Schilling, Andrea/Voigt, Peter (1997): Alleinerziehende und kinderreiche Familien. Abschlussbericht. Sozialberichterstattung für das Land Mecklenburg-Vorpommern. Rostock/Neubrandenburg
- Fiese, Barbara/Tomcho, Thomas J./Douglas, Michael/Josephs, Kimberly/ Poltrock, Scott/Baker, Tim (2002): A Review of Research on Naturally Occuring Family Routines and Rituals: Cause for Celebration? In: Journal of Family Psychology Jg. 16., H 4, S. 381-390
- Fiese, Barbara/Schwartz, Marlene (2008): Reclaiming the family table: Meal-times and child health and wellbeing. Social Policy Report, Heft 4, S. 1–20
- Fuchs, Stefan (2007): Mehrkinderfamilien in Deutschland - Ziele des Bundesfamilienministeriums und Erkenntnisse der empirischen Sozialforschung (1). www.erziehungstrends.de/node/723 (22.10.09)
- Fuchs, Stefan (2007): Mehrkinderfamilien in Deutschland - Ziele des Bundesfamilienministeriums und Erkenntnisse der empirischen Sozialforschung (2). www.erziehungstrends.de/Mehrkinderfamilien/Bundesfamilienministerium/Sozialforschung/2 (22.10.09)
- Galinsky, Ellen (1999): Ask the Children: What America's Children Really Think about Working Parents. New York
- Geller, Helmut (1997): Kinderreiche Mütter. Lebensentwürfe, Probleme und Perspektiven. Opladen
- Gebel, Michael/Giesecke, Johannes (2009): Ökonomische Unsicherheit und Fertilität. Die Wirkung von Beschäftigungsunsicherheit und Arbeitslosigkeit auf die Familiengründung in Ost- und Westdeutschland. In: Zeitschrift für Soziologie, 38. Jg., H. 5, S. 399-417
- Gille, Martina/ Marbach, Jan (2004): Die Arbeitsteilung von Paaren und ihre Belastung mit Zeitstress. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Alltag in Deutschland – Analysen zur Zeitverwendung. Schriftreihe Forum der Bundesstatistik Band 43, S. 86-113
- Goldberg, Wendy A./Prause, JoAnn/Lucas-Thompson, Rachel/Himsel, Amy (2008): Maternal Employment and Children's Achievement in Context: A Meta-Analysis of Four Decades of Research. In: Psychological Bulletin, 134. Jg., H. 1, S. 77-108
- Grunow, Daniela (2007): Wandel der Geschlechterrollen und Väterhandeln im Alltag. In: Rost, Harald/Mühling, Tanja (Hrsg.): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung. Leverkusen, S. 49-76
- Härpfer, Marco (2009): Sozioökonomische Situation von Familien im europäischen Vergleich. In: Mühling, Tanja/Rost, Harald: ifb-Familienreport Bayern 2009: München, S. 99-120
- Heitkötter, Martina/Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Meier-Gräwe, Uta (Hrsg.) (2009): Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien. Leverkusen/Opladen

- Helfferrich, Cornelia (2002): Frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung. Hrsg. v. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. 2. Auflage. Köln
- Helfferrich, Cornelia (2005): Männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung - Vertiefungsbericht. Hrsg. v. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Köln
- Hofäcker, Dirk (2009): Vom Ernährer- zum Zweiverdienermodell - Bestandsaufnahme und internationale Perspektiven. In: Mühling, Tanja/Rost, Harald (Hrsg.). ifb-Familienreport Bayern 2009. Schwerpunkt: Familie in Europa München. München: 65-97.
- Hondrich, Karl Otto (2007): Weniger sind mehr. Warum der Geburtenrückgang ein Glücksfall für unsere Gesellschaft ist. Frankfurt/New York
- Hurrelmann, Klaus/Andresen, Sabine (2007): Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Kinderstudie. Frankfurt
- Hurrelmann, Bettina/Hammer, Michael/Stelberg, Klaus (1996): Familienmitglied Fernsehen. Opladen
- Iacovou, Maria (2001): Family Composition and Children's Educational Outcomes. In: ISER Working Papers, No. 2001-12
- Iacovou, Maria/Berthoud, Richard (2006): The economic position of large families. DWP Research Report (No. 358). Norwich
- Institut für Demoskopie Allensbach (2004): Einflußfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der 18- bis 44jährigen Bevölkerung. Allensbach
- Institute for Social and Economic Research (ISER) (2006): The economic position of large families. In: Taking the long view: the ISER Working Report 2006 Nr. 7
- Jaeger, Mads Meier (2007): Confluence Model or Resource Dilution Hypothesis? How Sibship Size Affects Educational Attainment. In: Research Department of Social Policy and Welfare. Working Paper No. 3
- Jaeger, Mads Meier (2008): Do Large Sibships Really Lead to Lower Educational Attainment. Acta Sociologica, 51. Jg., H. 3, S. 217-235
- Jurczyk, Karin/Keddi, Barbara/Lange, Andreas/Zerle, Claudia (2009): "Bulletin Plus: Zur Herstellung von Familie." DJI-Bulletin, H. 88, S. I-VIII.
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas (2009): Vom "ewigen Praktikanten" zum "reflexiven Vater"? Eine Einführung in aktuelle Debatten um Väter. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas (Hrsg.). Vaterwerden und Vatersein heute. Gütersloh, S. 13-43.
- Kasten, Hartmut (1993): Die Geschwisterbeziehung. Band 1. Göttingen: Hogrefe Verlag.
- Kasten, Hartmut (1993): Die Geschwisterbeziehung. Band 2. Spezielle Geschwisterbeziehungen. Göttingen: Hogrefe Verlag
- Kasten, Hartmut (1995): Einzelkinder. Aufwachsen ohne Geschwister. Berlin/Heidelberg
- Kasten, Hartmut (2003): Geschwister - Vorbilder, Rivalen, Vertraute. München/Basel
- Kasten, Hartmut (2007): Einzelkinder und ihre Familien. Göttingen/Bern
- Kasten, Hartmut: Der aktuelle Stand der Geschwisterforschung. In: Das Online-Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP). www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Familienforschung/s_374.html (22.10.09)

- Kasten, Hartmut: Entwicklung von Einzelkindern. In: Das Online-Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP). www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Kindheitsforschung/s_370.html (23.10.09)
- Keim, Sylvia/Klärner, Andreas/Bernardi, Laura (2009): Who is relevant? Exploring fertility relevant social networks. In: MPIDR Working Papers, WP 2009-001
- Klenner, Christina/Pfahl, Svenja/Reuyß, Stefan (2002): Arbeitszeiten – Kinderzeiten – Familienzeiten. Bessere Vereinbarkeit durch Sabbaticals und Blockfreizeiten? Projektbericht im Auftrag des Ministeriums für Arbeit und Soziales, Qualifikation und Technologie des Landes NRW. Düsseldorf
- Klocke, Andreas/Lampert, Thomas (2005): Armut bei Kindern und Jugendlichen. Heft 4 der Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Berlin Überarbeitete Neuauflage
- Knijn, Trudie/Ostner, Ilona/Schmitt, Christoph (2007): Männer und (ihre) Kinder. Einstellungen zur Elternschaft im Ländervergleich. In: Lettke, Frank/Lange, Andreas (Hrsg.): Generationen und Familien. Analysen - Konzepte - gesellschaftliche Spannungsfelder. Frankfurt am Main, S. 189-222
- Kohlmann, Annette/Kopp, Johannes (1997): Verhandlungstheoretische Modellierung des Übergangs zu verschiedenen Kinderzahlen. Zeitschrift für Soziologie, 26. Jg., H. 4, S. 258-274
- Kreyenfeld, Michaela/Konietzka, Dirk (2008): Wandel der Geburten- und Familienentwicklung in West- und Ostdeutschland. In: Schneider, Norbert F. (Hrsg.): Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Opladen, S. 121-137
- Lange, Andreas (2006): Arbeits- und Familienzeiten aus Kinderperspektive. In: Bertram, Hans/Krüger, Helga/Spieß, C. Katharina (Hrsg.): Wem gehört die Familie der Zukunft? Expertisen zum 7. Familienbericht der Bundesregierung. Opladen, S. 125-143
- Lange, Andreas (2007). Das Kind in der Familie. Medienhandeln aus Sicht der Familienforschung. In: Theunert, Helga (Hrsg.) Medienkinder von Geburt an. Medienaneignung in den ersten sechs Lebensjahren. München: kopaed, S. 41-57
- Lange, Andreas (2009): Wohlbefinden und Zukunftschancen - zentrale Ziele einer Politik für Kinder. In: DJI-Bulletin, 1/2009, S. 29-31
- Leonhäuser, Ingrid-Ute/Meier-Gräwe, Uta/Möser, Anke/Zander, Uta/Köhler, Jacqueline (2009): Essalltag in Familien. Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum. Wiesbaden
- Liegle, Ludwig (2000): Geschwisterbeziehungen und ihre erzieherische Bedeutung. In: Lange, Andreas/Lauterbach, Wolfgang (Hrsg.): Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21sten Jahrhunderts. Stuttgart, S. 143-160.
- Lu, Yao/Treiman, Donald J. (2005): The Effect of Sibship Size on Educational Attainment in China: Cohort Variations. In: California Center for Population Research: On-Line Working Paper Series CCPR 052-05
- Lu, Yao/Treiman, Donald J. (2008): The Effect of Sibship Size on Educational Attainment in China: Period Variations. In: American Sociological Review, 73. Jg., S. 813-834
- Malti, Tina/Bayard, Sibylle/Buchmann, Marlis (2008): Familienbeziehungen, Familienstruktur und prosoziales Verhalten in der Adoleszenz. In: Schultheis, Franz/Perrig-Chiello, Pasqualina/Egger, Stefan (Hrsg.): Kindheit und Jugend in der Schweiz. Weinheim/Basel, S. 72-79
- Marbach, Jan H. (2005): Soziale Netzwerke von Acht- bis Neunjährigen: Die Rolle von Sozialkapital in der Sozialisation von Kindern im Grundschulalter. In: Alt, Christian (Hrsg.): Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Wiesbaden, S. 83-121
- Marbach, Jan H. (2007): Kinderreichtum auf der Basis des Familiensurvey 1988 – 2000. Unveröffentl. Manuskript. DJI München

- Marbach, Jan H. (2008): Mehrkinderfamilien und Intergenerationen-Beziehungen. Unveröffentl. Manuskript. DJI München
- Meier-Gräwe, Uta/Zander, Uta (2005): Veränderte Familienzeiten – Neue Balancen zwischen Männern und Frauen? In: Mischau, Anina/Oechsle, Mechthild (Hrsg.): Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit: Verlieren wir die Balance? Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 5, S. 92–109
- Mitterauer, Michael/Sieder, Reinhard (1977). Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. München
- Mühling, Tanja/Rost, Harald (2006): ifb Familienreport Bayern 2006. Zur Lage der Familie in Bayern. Schwerpunkt: Väter in der Familie. ifb-Materialienband 6-2006
- Nahnsen, Ingeborg (1970): Theorie der Lebenslage und sozialen Schwäche. Unveröffentlichtes Vorlesungsmanuskript. Göttingen
- Nauck, Bernhard (1995): Lebensbedingungen von Kindern in Einkind-, Mehrkind- und Vielkindfamilien. In: Nauck, Bernhard/Bertram, Hans (Hrsg.): Kinder in Deutschland. Opladen, S. 137-169
- Nauck, Bernhard (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 53. Jg., H. 3, S. 407-435
- Nave-Herz, Rosemarie (2003): Die Ehe verweist auf Familie, aber die Familie verweist nicht unbedingt auf Ehe. In: Erwägen, Wissen, Ethik, 3/2003, S. 546-548
- Nave-Herz, Rosemarie/Onnen-Isemann, Corinna/Oßwald, Ursula (1996): Die hochtechnisierte Reproduktionsmedizin – Strukturelle Ursachen ihrer Verbreitung und Anwendungsinteressen der beteiligten Akteure. Bielefeld
- Onnen-Isemann, Corinna (2003): Kinderlose Partnerschaften. In: Bien, Walter/Marbach, Jan H. (Hrsg.): Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey. Opladen, S. 97-137
- Onnen-Isemann, Corinna (2005): Geschwister aus soziologischer Perspektive. In: Onnen-Isemann, Corinna/Rösch, Gertrud: Schwestern - Zur Dynamik einer lebenslangen Beziehung. Frankfurt am Main, S. 23-36
- Pinquart, Martin/Silbereisen, Rainer (2009): Einzelkinder und Geschwisterbeziehungen. In: Burkart, Günter (Hrsg.). Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 6. Opladen, S. 255-268
- Polatnik, M. Rivka (2002): Quantity time: Do children want more time with their fulltime employed parents? Berkeley Center for Working Families Working Paper Nr. 37
- Reis, Karin (1998): Soziale Belastung kinderreicher Mütter und ihr Gesundheitszustand. Neubrandenburg
- Reuband, Karl-Heinz (1997): Aushandeln statt Gehorsam – Erziehungsstile und Erziehungspraktiken im Wandel. In: Böhnisch, Lothar/Lenz Karl (Hrsg.): Familien – Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim/München, S. 128–154
- Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung – RWI (2008): Evaluation des Gesetzes zum Elterngeld und zur Elternzeit. Studie im Auftrag des BMFSFJ, Essen
- Rijken, Arieke J./Knijn, Turde (2009): Couples' decisions to have a first child: Comparing pathways to early and late parenthood. In: Demographic Research, 21. Jg., S. 766-802
- Rille-Pfeiffer, Christiane/Kaindl, Markus/Klepp, Doris/Fröhlich, Elisabeth (2009): Der Übergang zur Drei-Kind-Familie. Eine qualitative Untersuchung von Paaren mit zwei und drei Kindern. Hrsg. v. Österreichisches Institut für Familienforschung. Wien
- Röhr-Sendmeier, Una M. (2009): Berufstätige Mütter und die Schulleistungen ihrer Kinder. Bildung und Erziehung, 62. Jg., H. 2, S. 225-242

- Rönkä, Anna/Korvela, Pinjo (2009): Everyday family life: Dimensions, approaches, and current challenges. In: *Journal of Family Theory & Review*, 1. Jg., S. 87-102
- Rosenbaum, Heidi/Timm, Elisabeth (2008): Private Netzwerke im Wohlfahrtsstaat. Familie, Verwandtschaft und soziale Sicherheit im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Konstanz
- Rost, Harald (2009): Familienhaushalte im europäischen Vergleich. In: Mühling, Tanja/Rost, Harald: *ifb-Familienreport Bayern 2009*. München, S. 9-32
- Rost, Harald/Rupp, Marina/Schulz, Florian/Vaskovics, Laszlo A. (2003): *Bamberger-Ehepaar-Panel*. ifb-Materialienband 6/2003. Bamberg
- Ruckdeschel, Kerstin (2004): Determinanten des Kinderwunsches in Deutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungsforschung*, 29. Jg., H3/4, S. 363-386
- Ruckdeschel, Kerstin/Robert Naderi (2009): Fertilität von Männern. In: *Bevölkerungsforschung*. Mitteilungen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 30. Jg., H. 4, S. 2-9
- Rupp, Marina/Blossfeld, Hans-Peter (2008): Familiäre Übergänge: Eintritt in nichteheliche Lebensgemeinschaften, Heirat, Trennung und Scheidung, Elternschaft. In: Schneider, Norbert (Hrsg.): *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie*. Opladen, S. 139-166
- Schier, Michaela/Jurczyk, Karin (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 34/2007, S. 10-17
- Schmid, Christine: Der Einfluss von Geschwistern auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. In: *Das Online-Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP)*
www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Kindheitsforschung/s_1483.html (16.10.09)
- Schneewind, Klaus A. (1999): *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, Klaus A./Walper, Sabine (2008): Kinder in verschiedenen Familienformen. In: Hasselhorn, Marcus/Silbereisen, Rainer K. (Hrsg.): *Entwicklungspsychologie des Säuglings- und Kindesalters*. Göttingen, S. 571-616
- Schneider, Norbert F./Krüger, Dorothea/Lasch, Vera/Limmer, Ruth/ Matthias-Bleck, Heike (2001): *Alleinerziehen - Vielfalt und Dynamik einer Lebensform*. Stuttgart, Kohlhammer
- Schulze, Alexander (2009): *Sozioökonomische Konsequenzen der Fertilität. Folgen der Geburt von Kindern für den Wohlstand von Paarhaushalten*. Wiesbaden: VS
- Statistisches Bundesamt (2004): *Leben und Arbeiten in Deutschland. Ergebnisse des Mikrozensus 2003*. Wiesbaden.
www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Presse/pk/2004/Mikrozensus/Pressebrochure__Mikrozensus.property=file.pdf
 (05.10.09)
- Statistisches Bundesamt (2006): *Leben in Deutschland. Haushalte, Familien und Gesundheit – Ergebnisse des Mikrozensus 2005*. Wiesbaden
- Statistisches Bundesamt (2007): *Geburten in Deutschland*. Wiesbaden
- Steelman, Lala Carr/Powell, Brain/Werum, Regina/Carter, Scott (2002): 'Reconsidering the Effects of Sibling Configuration: Recent Advances and Challenges', *Annual Review of Sociology* 28, S. 243-69
- Sulloway, Frank J. (2007a): Birth order and sibling competition. In: Dunbar, Robin/Barrett, Louise (Hrsg.): *Handbook of evolutionary psychology*. Oxford, S. 297-311
- Sulloway, Frank J. (2007b): Birth order and intelligence. *Science*, 317. Jg., S. 1711-1712

- Sun, Yongmin/Li, Yuanzhang (2009): Parental divorce, sibship size, family resources, and children's academic performance. *Social Science Research*, 38. Jg., H 3, S. 622-634
- Teubner, Markus (2002): Die wirtschaftliche Lage von Stieffamilien. In: Bien, Walter/Hartl, Angela/Teubner, Markus (Hrsg.): *Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt. DJI: Familien-Survey Bd. 10.* Opladen, S. 83-98
- Teubner, Markus (2005): Brüderchen komm tanz mit mir... Geschwister als Entwicklungsressource für Kinder? In: Alt, Christian (Hrsg.): *Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 1: Aufwachsen in Familien.* Wiesbaden, S. 63-98
- Traub, Angelika (2006): Kontinuität und Kompensation. Die Bedeutung von Familie und Gleichaltrigen (Peers) für Persönlichkeit und Problemverhalten in der mittleren Kindheit. In: *DISKURS*, Jg 16, Heft 2, S. 197-216
- Ulich, Michaela/Oberhuemer, Pamela/Soltendieck, Monika (1992): Familienkonzepte von Kindern. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 39. Jg., H. 1, S. 17-27
- Voorpostel, Marieke/Blieszner, Rosemary (2008): Intergenerational Solidarity and Support between Adult Siblings. *Journal of Marriage and Family*, 70. Jg., H. 1, S. 157-167
- Vorwerk (Hrsg.): *Vorwerk Familienstudie 2008 Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zur Familienarbeit in Deutschland.* Wuppertal
- Youniss, James (1982): Die Entwicklung und Funktion von Freundschaftsbeziehungen. In: Edelstein, W. & Keller, M. (Hrsg.) *Perspektivität und Interpretation.* Frankfurt: Suhrkamp, S. 78-109
- Zajonc, Robert B. (1976): Family configuration and intelligence. In: *Science*, 192. Jg., S. 227-236
- Zajonc, Robert B. (1983): Validating the confluence model. In: *Psychological Bulletin*, 93. Jg., H 4, S. 457-480
- Zajonc, Robert B. (2001): The family dynamics of intellectual development. In: *American Psychologist*, 56. Jg., H4, S. 490-496
- Zajonc, Robert B./Markus, Gregory B. (1975): Birth order and intellectual development. In: *Psychological Review*, 82. Jg., S. 74-88
- Zerle, Claudia (2007): Wie verbringen Kinder ihre Freizeit? In: Alt, C. (Hrsg.): *Kinderleben - Start in die Grundschule. Bd. 3, Ergebnisse aus der zweiten Welle.* Wiesbaden, S. 243-270
- Zerle, Claudia/Krok, Isabelle (2008): Null Bock auf Familie!? Schwierige Wege junger Männer in die Vaterschaft. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas (Hrsg.): *Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen!* Gütersloh, S. 121–140